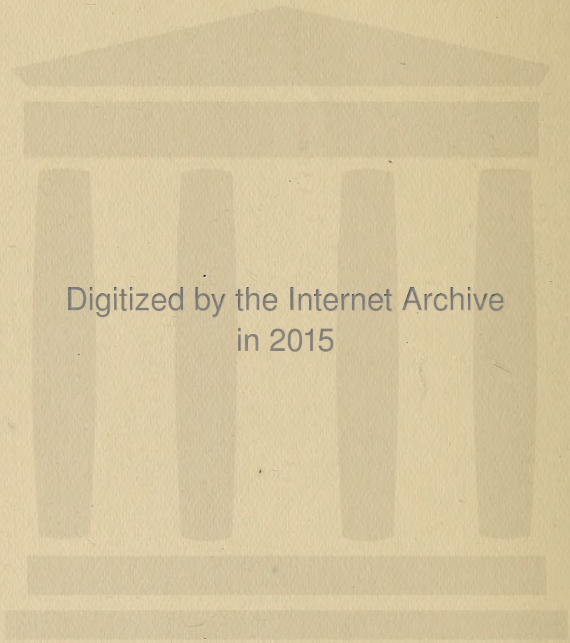
CHARLES G. D. ROBERTS

AUGEN IM BUSCH

RB260,067

Library
of the
University of Toronto


Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/augenimbusch00robe

Charles G. D. Roberts

Augen im Busch

Universitas
Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft
Berlin

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen
von Gertrud Zeißner-Winther

Mit 10 Illustrationen von Jan Blisch

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1927
by Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft
Berlin

Printed in Germany

Inhalt

Der Zug der schwindenden Herden 7
Der Hahnenschrei 23
Der Pfad über das „Bleichgesicht" 37
Zwischen Ebbe und Flut 51
Augen im Busch 63
Brüder im Joch 75
Der Vielfraß im großen Schnee 89
Der Blaufuchs 107
Der Pfuhl 119
Auf hohen Zinnen 129
Ein Morgen im Silberreif 141
An einsamen Küsten 149
Der Hauptwolf von Quah-Davic 171

Der Zug der schwindenden Herden

Wieder einmal — wenngleich langsam zögernd, wie von unerklärlicher Furcht ergriffen — sammelten sich die höckrigen, zottigen Herden der Bisons zu ihrer von altersher gewohnten Wanderung nach Süden. Neue und schreckliche Feinde hatten sie in den letzten Jahren heimgesucht, ihre Reihen gelichtet und zerstreut, so daß auch in den schwerfälligen Gehirnen der grimmigsten alten Bullen der Zwang zur Vorsicht aufdämmerte. Bisher war die kolossale Horde gewohnt gewesen, auf einfache, gerade Weise mit ihren Gegnern fertig zu werden — mit vorgeneigten Stirnen war sie über sie hingedonnert, hingerollt, eine unwiderstehliche Flut furchtbarer Hufe, alles Leben zerstampfend. So hatten die Bisons gegen ihre alten Feinde siegreich gekämpft und sich vermehrt, bis die Ebene schwarz war von ihren wandernden Scharen. Aber gegen den neuen Feind — den weißen Mann, mit seinen Büchsen, seiner List, seiner Kaltblütigkeit und unersättlichen Habsucht — gegen ihn war ihre Taktik ein vernichtender Fehler gewesen. Je zahlreicher sie wurden, um so mächtiger war der Anreiz für den zügellosen Mör-

der. Und so waren sie vor ihm dahingeschmolzen. Langsam aber sicher hatte sich ein neuer Instinkt in ihren dumpfen Hirnen gebildet, der Instinkt, sich zu zerstreuen, die ausgetretenen Wechsel zu meiden und in abgelegeneren Tälern, an kleineren Flüssen Schutz zu suchen: dort, wohin der weiße Mann seinen Fuß noch nicht gesetzt hatte. Aber diese leise Regung eines jungen Instinktes war viel zu schwach und tastend, um die schwerfällig-eigensinnigen Herden in ihrer Gesamtheit zu lenken. Es war ein zu spät geborener Instinkt. Nur hier und dort taten sich kleine Gruppen zusammen — etwa fünf bis sechs Kühe unter der Herrschaft eines zottigen Bullen, von wachsamerem und geschmeidigerem Geiste als seine Kameraden — und entschwanden durch die Waldungen, nicht geneigt, der Aufforderung zu allgemeiner Sammlung Folge zu leisten. Die übrigen aber, erregt und dennoch unklar über die Bedeutung dieser Unruhe, gehorchten dem alten Triebe und schlossen sich zusammen, bis die nördlichen Ebenen schwarz von ihnen waren.

Und dann begann der große Marsch, die verhängnisvolle Wanderung nach Süden.

Aus der Ferne gesehen, hätte man die dahinziehenden riesigen Auswanderer leicht für eine geschlossene Masse halten können, aber es waren tatsächlich viele kleine Herden, jede bis etwa vierzig Stück zählend und unter der Herrschaft von zwei bis drei Bullen treulich zusammenhaltend. Der Zwischenraum zwischen den einzelnen Herden war nicht groß, doch bestimmt kenntlich. Aber alle

zogen sie in wunderbarer Einmütigkeit nach Süden, wanderten, ruhten und wanderten wieder, wie von einem übermächtigen Zwang geleitet. Selbst die Kämpfe der eifersüchtigen Bullen fanden in der Bewegung der Wanderschaft statt: Sie stampften den Boden, schmetterten die Stirnen mit den kurzen reißenden Hörnern gegeneinander, aber sie drängten dabei trotzdem vorwärts.

Der Süden mit seinen sonnenüberfluteten Weiden zog sie an, und der Norden trieb sie mit der Drohung seiner kalten Stürme vor sich her. Das Dröhnen und Stampfen ihrer Hufe schlug zu schwerem Donner über ihrem Marsch zusammen und ließ die weite Ebene erzittern.

Trotz ihrer dichten Reihen schien doch die Erkenntnis, daß ihre Zahl und ihre Macht nichts mehr war im Vergleich zu der Gewalt ihrer Wanderungen früherer Herbste, dunkel über aller Bewußtsein zu lagern. Jene Sicherheit, die unwiderstehliche Macht verleiht, war von ihnen gewichen. Sie zogen dahin wie unter einer Wolke dunkler Vorahnung, und dichter als es sonst der Brauch war, drängten sich die einzelnen Herden aneinander, wie zum Schutz vor einer ungewissen Drohung.

Rings um die weitgezogenen Flanken ihres Wanderzuges aber schlichen, immer geschickt ausweichend, ihre Erbfeinde, die kleinen, schlanken, gelblich-grauen Steppenwölfe. Die wurden aber, da sie nur kranken oder von der Mutter abgekommenen, ganz jungen Kälbchen gefährlich werden konnten, garnicht beachtet, es sei denn, daß eine nervöse Kuh zu ärgerlichem Vorstoß gegen sie ansetzte.

Am äußersten Rande der rechten, westlichen Flanke des Zuges ging eine dicht gedrängte Herde, die mit besonderer Zähigkeit zusammenzuhalten schien. Sie bestand aus einem Dutzend Kühen mit Kälbern und Jährlingen und zwei ausgewachsenen Bullen. Der eine, jünger und schwächer, hielt sich schüchtern im Hintergrunde. Der andere aber war ein riesiges Tier mit prachtvoller bemähnter Stirn und einem aufmerksamen, argwöhnischen Blick, der zu dem blöden Glotzen seiner Kameraden in scharfem Gegensatz stand. Viele ereignisreiche Wanderungen hatten ihn scharfsinnig gemacht. Mit erhabener Sicherheit führte er seine Herde, denn er wußte, was ihr zum besten diente. Jetzt aber schien er über irgend etwas im unklaren: war es der Marsch nach Süden an sich oder die Gemeinschaft mit den übrigen Herden? Wenn er sich ihnen auch sozusagen nur an den Rockzipfel hing, so war er doch stets in Bereitschaft, bei nahender Gefahr mit den Seinen durch die Hügel abzuschwenken. Gleichzeitig aber sicherte er seinen Trabanten durch die Flankenstellung das frischeste und süßeste Weidegras.

Doch wenn ihn auch Befürchtungen bisweilen beunruhigten, so waren diese doch zu unbestimmt, um sich zu eigentlicher Furcht zu verstärken. Die gewohnten Gefahren einer Wanderung schreckten ihn nicht mehr, als einem scharfsinnigen Führer zukam. Den schleichenden Steppenwölfen schenkte er keine Beachtung. Mochten sie herumhuschen wie magere Schatten, so nahe wie die argwöhnischen Kühe es nur gestatteten, er nahm sich nicht einmal

die Mühe, seine blanken krummen Hörner nach ihnen zu schütteln. Auch die großen grauen Wölfe verachtete er, übersah sie jedoch nicht, wie in dunkler Vorahnung des Tages, an dem er, alt und schwach, aus seiner Herde vertrieben werden würde. Gegen einen Feind jedoch war er unermüdlich auf der Hut; ihn hatte er achten und fürchten gelernt: den Menschen — den jagenden Indianer und den weißen Jäger. Ihrer, die das Volk der Bisons gelichtet hatten, konnte er nur mit einer von Furcht eingedämmten Rachsucht gedenken. Doch nicht die wohlberechtigte Furcht vor dem feindlichen Menschen, dessen Angriffen er bereits durch geschickte Taktik zu begegnen wußte, hätte die an Panik grenzende Angst erklärt, die ihn umklammert hielt. Sie beruhte auf etwas Unbekanntem und grub sich deshalb so unerbittlich in seinen Nerven fest. —

Stampfend und unbehelligt rollten die Herden nach Süden. Die Herbsttage waren sonnig, der Himmel wölbte sich traumhaft. Die Nächte aber waren kühl, und in der rosenroten Frische der Morgendämmerung entstieg den zahllosen schnaubenden Nüstern und frostbereiften wallenden Mähnen ein weithin schwelender Nebel. Weidegras gab es im Ueberfluß, und die Bullen waren in kühner, kampflustiger Stimmung. Nichts schien unwahrscheinlicher, als daß dieser mächtigen, unüberwindlichen Herde Unheil drohen sollte. Der braune Bulle jedoch blieb beunruhigt. Von Zeit zu Zeit hob er seine Nüstern, witterte nach allen Richtungen und sondierte die am westlichen

Horizont sich hinziehenden niederen Hügel, als müsse das unbekannte, aber geahnte Unheil von dort kommen.
So verging Tag um Tag – und nichts geschah. Der braune Bulle aber wurde immer unruhiger und wachsamer und hielt seine kleine Herde mit großer Strenge zusammen. Weidend, kämpfend zog das Volk der Bisons dahin und rastete nur, um zu schlafen oder zu ruhen.
Bei einer solchen Rast kam die Herde des braunen Bullen an der äußersten rechten Flanke auf den Gipfel eines steilen Hügels zu stehen, der eine weite Fernsicht ermöglichte. Der braune Bulle liebte solche Positionen.
Hier stand er, witterte mit weiten, nassen Nüstern – doch vergeblich wie immer. Hinter sich aber sah er plötzlich etwas, das seine gereizten Nerven vor Wut erzittern ließ. Ein alter Bulle war von der Nachbarherde vertrieben worden, seiner Herrschaft entsetzt und von dem jüngeren und stärkeren Rivalen scheußlich zugerichtet. Vor Wunden taumelnd und überwältigt von dem Schrecken des Ausgestoßenseins, versuchte er sich in die nachfolgende Herde einzureihen, wurde aber unbarmherzig auch von dort vertrieben. Von Herde zu Herde wankend, immer von einem Ring vorgeneigter Hörner und zorniger Augen umgeben, schleppte er sich strauchelnd nach hinten, dem Schicksal der Einsamen entgegen, das er teilnahmlos viele seiner Kameraden hatte erleiden sehen. Kaum aber hatte er den Zug der Herden verlassen, als ihn vier große Wölfe ansprangen und in die Knie rissen. Dies war der Anblick, der den braunen Bullen auf dem Hügel in

schäumende Wut versetzt hatte. Brüllend stürzte er, die Stirn zum Angriff geneigt, den Hang hinab. Auch seine Herde senkte, erstaunt, aber gehorsam, die massigen Häupter und hielt sich dicht an seine Fersen. Giftig knurrend ließen die Wölfe von ihrer Beute und sprangen zurück, ehe der braune Bulle mit den Seinen über den sterbenden Ausgestoßenen dahingedonnert war. Als der braune Bulle innehielt und um sich blickte, war kein Feind mehr zu sehen. Seine Wut verbrauste. Ruhig führte er sein Gefolge an den alten Platz auf dem Hügel zurück, in die Gemeinschaft der Herden.

Sofort fingen die Tiere wieder an zu weiden, als sei nicht das geringste geschehen. Aber den braunen Bullen ergriff plötzlich wieder eines jener dunklen, bangen Gefühle. Er hob seinen Kopf, um die Ferne noch einmal abzuspähen und stand so, mehrere Minuten unruhig mit den Hufen tretend. Da sah er, wie aus der Kluft zwischen den Hügeln etwas heranstürmte. Es waren Pferde, aber keine wilden, und jedes trug einen roten Reiter. Nun wußte er, daß sein Platz an der Flanke der Herden nicht mehr sicher war.

Einen Augenblick stand der braune Bulle unentschlossen, aber bereit, sein Gefolge aus der Gemeinschaft der Herden durch die bewaldeten Hügel fortzuführen, ehe die Reiter herankamen. Dieser Impuls wich jedoch der Erinnerung an den harten Winter des Nordens oder auch der Zugkraft, die das Herdengefühl in seinem Herzen ausübte. So führte er sein Gefolge den Hügel hinab und drang

unbemerkt von der Flanke des Bisonheeres nach dem Zentrum vor.

Zweifellos war er hier ein Eindringling; anstatt aber einen Kampf oder, richtiger gesagt, eine Reihe Kämpfe heraufzubeschwören, begnügte er sich, seinen gewonnenen Boden bestimmt, aber keineswegs herausfordernd zu halten. Seine hochragende Gestalt und wilde entschlossene Haltung ließ die fremden Bullen von einem Kampfe abstehen. Zoll um Zoll gaben die Herden nach, halb unbewußt und mehr ihrer eigenen Bequemlichkeit halber, und Zoll um Zoll setzte der braune Bulle seinen anmaßenden Marsch fort, bis er schließlich nach einer Stunde des Manövrierens etwa vierhundert bis fünfhundert Ellen von der gefahrvollen Flanke entfernt einen guten Stand an der Front des Zuges errungen hatte, wo das Weidegras noch immer frisch und unzerstampft war.

Die Indianer fegten auf ihren wilden Pferden heran, dicht an der Flanke der Herde suchten sie sich in aller Ruhe ihre Opfer aus. Nur auf Wildbret bedacht, wählten sie die jungen besten Kühe und sparten sogar am Pulver, um nicht mehr zu verschießen, als notwendig war. Einige Stunden hingen sie so der Herde dicht an der Seite. Aber nur der unmittelbar angegriffene Teil nahm von ihnen Notiz. Instinktiv zogen die Tiere sich von den fliegenden Reitern und dem Flammen und Krachen ihrer Flinten zurück. Das Bewußtsein ihrer Zahl und der Nähe der Kameraden schien ihnen ein unerschütterliches Gefühl der Sicherheit zu geben, auch wenn der schnelle

Tod unter ihnen mähte. Der braune Bulle war unbesorgt. Er hatte seine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Der Ansturm galt nirgends seinen Schützlingen und ging ihn deshalb nicht das geringste mehr an.

Lange ehe die Nacht hereinbrach, hatten sich die Indianer zurückgezogen, aber der andere Tag brachte neue, und etwa eine Woche oder noch länger waren die Herden vor plötzlichen Ueberfällen auf die eine oder andere Flanke oder gar auf beide zugleich nicht sicher. Wieder und immer wieder sah sich der braune Bulle durch das Schwinden

der äußeren Reihen der gefährlichen Zone nahe gerückt und unbemerkt arbeitete er jedesmal seine Herde einige hundert Meter weiter nach der Mitte durch.

Die Angriffe hatten einige Tage ausgesetzt und nun kehrten die Steppen- und Waldwölfe zurück, um der Spur der schwindenden Herden wieder zu folgen. Dieser Waffenstillstand machte den braunen Bullen jedoch nicht übermütig. Er hielt sein Gefolge immer vorsichtig im Zentrum, unermüdlich, entschlossen, argwöhnisch und wachsam. Die Tage waren heiß, wolkenlos der Himmel. Jedes Gewässer schien unter den durstigen Mäulern der Herden zu versiegen und hinter ihnen wanderte eine gewaltige flimmernde Staubwolke wogend und wallend mit.

Doch die wenigen friedlichen Tage waren nur ein Vorspiel zu härtester Heimsuchung. Eine Bande weißer Jäger erschien, umritt die Herden und griff sie von beiden Seiten zugleich an. Diese Jagd galt den Häuten der Tiere und nicht ihrem Fleisch, sie war darum wahlloser und brutaler als die der Indianer. Schnell zeichnete jeder der Jäger, was er erlegt hatte und weiter ging es neuen Opfern nach. Nachts kampierten die Reiter im Freien und holten in der Kühle des Morgens auf ihren unermüdlichen Mustangs die sich langsam voranbewegenden Herden wieder ein. Um die abgehäuteten roten Kadaver rissen sich die Wald- und Steppenwölfe, und weither kamen die Aaskrähen in dichten Scharen. Ein grauenhaftes Bild, kraß abstechend von der Milde des Tageslichtes, das die Ebene friedlich überflutete. In diesen

fünf bis sechs Tagen der Heimsuchung kroch das Entsetzen immer weiter, bis es auch das Herz der ziehenden Herden erfaßt hatte. Das Tempo ihres Marsches wurde eiliger, sie ließen sich wenig Zeit zu grasen und nur gerade soviel Ruhe, wie der lebensnotwendige Prozeß des Wiederkäuens erforderte. Aber endlich waren die weißen Mörder satt, sie blieben zurück, und die Herden, beinahe um ein Drittel zusammengeschrumpft, verlangsamten ihren Schritt. Phlegmatisch und von kurzem Gedächtnis, genügte ihnen ein Regentag, um den Frieden wieder herzustellen. Der Staub legte sich, die Felle wurden wieder frisch und dem groben Steppengras schien neue Süße verliehen. Nur das Unheil verkündende Vorgefühl des braunen Bullen ließ nicht nach, ja, es wuchs, er wurde vor Unruhe magerer und magerer.

Der Wechsel, der den Herden durch Generationen hindurch bekannt war, führte jetzt mehrere Tage am rechten Ufer eines breiten, aber ungewöhnlich seichten Flusses entlang. Das flache Brausen der gelben Fluten über Riffe und Sandbänke hinweg mischte sich mit dem Brüllen und Stampfen der Herde zu einem Donnergetöse, das bis weit in die Hügel hinein hörbar war und sich in der Ferne verlor wie das leise Rauschen der Meereswellen.

Ein Tag von schwer lastender Hitze brach an. Seltsame Unruhe lag über den Herden. Sie verzögerten ihren Marsch, um zu weiden, die älteren Bullen und Kühe jedoch witterten ängstlich in die totenstille Luft. Gegen Nachmittag stieg südöstlich hinter dem Fluß ein geheim-

nisvoller Dunst von lieblichstem, rosig angehauchten Safrangelb auf und verbreitete sich mit erschreckender Geschwindigkeit über den heißen türkisblauen Himmel, als tränke er den leeren Raum in sich hinein. Bald waren alle Augen auf das Schauspiel gerichtet. Plötzlich aber formte sich im Herzen des rosigen Nebels eine gigantische, gelbschwarze Säule, mit weit ausgebreitetem Kapitäl, das sich in einem schnell daherschwingenden Baldachin schwarzer Wolken verlor. In furchtbarer Eile zog das Entsetzliche heran, etwas wie ein Gespinst auf dem Erdboden nachschleppend.

Der braune Bulle, dessen Herde sich jetzt in der ersten Reihe des Zuges befand, stand eine Sekunde regungslos, bis er die genaue Richtung der sich weiter spinnenden Säule erkundet hatte, dann schoß er in wilder Flucht nach vorn, dem herannahenden Verhängnis entgegen. Sein Gefolge hielt sich scharf an seine Fersen mit geneigten Köpfen, vor Panik blind.

Zwei oder drei Minuten später, und der ganze Himmel war schwarz! Ein furchtbares Summen wie von riesigen Drähten erstickte den Donner der dahinjagenden Herden und gellte plötzlich zu einem gewaltigen, ohrenbetäubenden Brausen empor. Die sich immer weiter spinnende Säule fegte über den Fluß und wischte ihn im Vorüberziehen bis auf den Grund des Bettes weg. Die Herde des braunen Bullen fühlte eine widerliche Leere in ihren Lungen, dann hob sie ein Windstoß beinahe von der Erde, die Kniee versagten ihnen vor Entsetzen. Der Bulle aber

hatte geschickt geführt, sie hatten die Grenze des gewaltigen Gerichts überschritten. Die Nachhut aber wurde von der Windhose erfaßt: Wie welke Blätter wirbelte sie die Tiere in die Höhe, trug sie davon, um sie in scheußlichen Fetzen über die Ebene wieder auszustreuen. Und sofort war der Himmel wieder klar. Kein Wind regte sich mehr, nur ein kühles pochendes Atmen wehte in der Luft. Das Gellen des Wirbels war versunken, und wieder hörte man das Brausen des Flusses über Riffe und Sandbänke. Ein volles Drittel des Bisonheeres war aus dem Leben gewischt. Die Ueberlebenden zitterten, entsannen sich aber bald ihres Hungers und begannen das sandige, zerfegte Gras wieder zu rupfen.

Am folgenden Tag durchquerte der gelichtete Zug den Fluß, der an dieser Stelle in scharfem Bogen nach Westen den Wechsel kreuzte. Der Fluß war durch Regengüsse oberhalb seines Laufes stark angeschwollen, und viele der schwächeren Tiere wurden während des Uebergangs hinweggeschwemmt. Nur die Herde des braunen Bullen, wohl gehütet und disziplinierd, kam ohne Verlust hinüber.

Und nun traten sie in ein grünes, fruchtbares und wohlgewässertes Land. Hier hätten sie gern verweilt und wieder Kräfte gesammelt, aber schon nahten die „weißen Männer" wieder! Sie merkten bald, daß der Zug dürftiger war als in früheren Jahren. „Wir sind von den Rothäuten oben im Norden beraubt!", schrien sie mit edler Logik. Dann fiel ihnen jedoch ein, daß die Indianer-

stämme weiter im Süden, die ihr Leben durch Bisonjagd fristeten, die wandernden Herden ängstlich erwarteten. „Gut, denen wollen wir's anstreichen!", hieß es. „Auf, bringt die Herden um, dann muß das rote Gesindel verrecken!"

Wie sie sich auch mühten, diese menschliche Absicht durchzuführen und an allen Flanken drauflosfeuerten, der Kern der Herde blieb doch unerschüttert und trieb ständig weiter nach Süden. Es schien, als solle dem Schicksal zum Trotz doch ein gewaltiger Ueberrest das zerklüftete Land erreichen, wohin die weißen Jäger nicht folgen würden, denn es war das Gebiet der Rothäute, die sie fürchteten.

So beschlossen die Jäger, die Herden zu zersprengen und die einzelnen Gruppen von ihrer südlichen Marschrichtung abzudrängen. Gelang dies, so war ihre völlige Vernichtung leicht.

Diese Männer kannten die Bisons und ihre tiefwurzelnden Gewohnheiten. In kleinen Gruppen von drei bis vier Mann stellten sie sich auf ihren Pferden vor die Front der herannahenden Herde. An den Flanken hatten sie wenig Aufmerksamkeit erregt. So aber reizte ihr Anblick die führenden Bullen zu wilder Wut. Sie stampften den Boden, schnoben laut und stürzten, die massigen Köpfe geneigt, zum Angriff vor. Und die Herden nahmen in plötzlich entfachter Wut den Angriff auf. Es sah aus, als sollten die kleinen Gruppen wartender Reiter vom Erdboden getilgt werden.

Als aber die dunkle, schreckliche Flut wallender Mähnen, wilder Augen, scharfer Hörner und schmetternder Hufe heranrollte, knallten die Schüsse. Die führenden Bullen fielen und die rollende Flut der Herden spaltete sich im Feuer der Mündungen wie ein Wassersturz an Klippen und Felskante. Einmal getrennt und der allgemeinen Panik verfallen, den Feind plötzlich mitten unter sich zu sehen, splitterte die Herde hoffnungslos in Stücke, und nun gelang es, sie nach allen Richtungen zu zerstreuen.

In einem Falle freilich ging den Jägern der Plan nicht ganz nach Wunsch. Drei von ihnen hatten sich der Herde des braunen Bullen gegenübergestellt. Der wich nicht zur Seite, sondern stürzte direkt auf die Reiter los, seine ihm vertrauende Herde hinter ihm.

Die drei Reiter machten kurz kehrt, um dem Sturm zu entgehen. Der braune Bulle aber bekam das Pferd des Anführers doch in der Flanke zu fassen, riß und stieß es nieder und fegte über die Körper hinweg, die schon nach wenig Sekunden kaum noch vom Erdboden zu unterscheiden waren. Auch der zweite wurde überrannt und sank mit seinem Roß unter die Hufe der Herde. Nur der dritte entkam mit knapper Not.

Der braune Bulle aber behielt seinen langausholenden, schwerfälligen Galopp bei, bis er seine Herde ganz aus den verwirrten Ueberresten des zerschmetterten Bisonzuges losgelöst hatte.

Vor ihm lag der Weg frei. In der Ferne sowie zur

Rechten sah er Wälder und gefurchtes Hochland, dahinter dunkelblau eine zackige Gebirgskette. Dahin führte er seine Herde, sie durfte nicht einen Moment verweilen, um zu ruhen oder zu grasen, solange das Schlachtfeld der Ebene in Sicht war. In der Nacht aber konnte der winzige verlassene Rest der dahingeschwundenen zahllosen Herden auf der reichen Grasfläche einer Lichtung in aller Ruhe und Sicherheit weiden und schlafen.

Der Hahnenschrei

Es war ein prachtvoller Vogel, ein rassiger Hahn, rot, mit schwarzer Brust. Die Federn seiner Halskrause waren hart wie Panzerringe, aber seidig und von vollendeter Beschaffenheit. Wie eine Flamme glühte er im Dunkel des Fichtenwaldes. Sein schlangenartiger Kopf, scharf und kühn geschnitten, schien eine lebendige Speerspitze, Kamm und Bart saßen schmal und dicht am Schädel an, wie es seinem aristokratischen Geschlechte eigen war. Seine Augen leuchteten hell und stechend, immer bereit, dem Blick eines Tieres — oder auch Menschen — in ruhiger, herausfordernder Ueberheblichkeit zu begegnen.

So saß er auf einem Baumstumpf unweit der Eisenbahnlinie und betrachtete gelassen das Wrack des großen Güterwagens, dem er entronnen — wie durch ein Wunder freilich, aber doch im selbstgefälligen Gefühl seiner Kühnheit. Kurz vor der Höhe des steilen Abhanges nämlich, den der überladene wackelige Güterzug sich hinaufquälte, war eine Kuppelung gerissen und ein Teil der Waggons in rasender Fahrt zurückgerollt. Kluger-

weise war der Bremser noch rechtzeitig abgesprungen, als er sah, daß er nichts retten konnte. Mit dem schrillen Kreischen gemarterten Metalls sprangen die Durchgänger bei einer scharfen Kurve am Fuße des Abhanges aus der Spur und schlugen krachend den hohen Bahndamm hinunter. Ein Wagen war gegen einen Granitblock gepralt und wie eine Melone auseinander gespalten. Der leicht gebaute Käfig, in dem der Hahn nach der Stadt befördert werden sollte, hatte durch seine Elastizität den Stoß überstanden, nur die Tür war aufgesprungen, und durch sie kam alsobald der Hahn vorsichtig herausstolziert. Mit einem langen, gedämpften Geschrei bekundete er seine ironische Verachtung des Ereignisses, hüpfte graziös über das Gerümpel von Kisten und Kasten hinweg und flog zum nächsten Baumstumpf hinüber. Hier schüttelte er seine Federn und schlug mit den Flügeln. Dann erhob er mit kühnem Seitenblick auf die Trümmer einen schrillen Triumphschrei in die Lüfte, der wie eine Herausforderung die tiefe Morgenstille zerriß. Er fühlte sich, als habe er aus eigenster Kraft in dem zerschmetterten Wagen einen Feind besiegt, und sein Stolz war gewiß nicht ganz unverständlich.

So stand er mitten in der Wildnis und putzte die rote Glorie seines Gefieders. In den dunklen Pechkiefernwaldungen, die stellenweise mit Birken und Pappeln durchzogen waren, hatten vor Jahren Holzfäller gehaust, und die Spuren ihrer erbarmungslosen Aexte ließen sich noch jetzt erkennen: Schmale Holzwege, von Moos und

niedrigem Gestrüpp dicht überwuchert, durchquerten die einsamen Wälder nach allen Richtungen. Einer führte von der Eisenbahnlinie ab, direkt von dem Baumstumpf aus, auf dem sich der Hahn niedergelassen hatte, in die Tiefe der Wildnis.

Die Nähe der Unfallstelle schien dem Hahn nicht nach Geschmack. Forschend blickte er den Weg hinab: vielleicht führte er in die erwünschte Nähe eines seiner Völker. Die Aussicht auf Kampf mit einem Rivalen konnte seine Abenteuerlust nur erhöhen. Mit leicht gehobenen Schwingen hüpfte er von seinem Sitz herab.

Wie ausgestorben lag die Wildnis. Ohne jede Ahnung von all den in ihr lauernden feindlichen Augen und unbekannten Gefahren stolzierte der Hahn sorglos fürbaß, in der Pracht seiner Farben hell durch das Dunkel des Waldes leuchtend, aber doch auch geschützt durch die Schärfe seiner Sinne und die erprobte Wachsamkeit eines geborenen Herrschers. Mit Interesse und Neugier, doch ohne jedes Mißtrauen betrachtete er kühnen Blickes alles und jedes. Hin und wieder pickte er nach den saftigen Vogelbeeren, die wie Sterne zu beiden Seiten des Weges leuchteten. Aber so eifrig er auch der neuen köstlichen Speise zusprach, seine Wachsamkeit wurde nicht stumpf, war er doch gewohnt, jederzeit von einem Rivalen des eigenen Geschlechts entdeckt und zum Kampf auf Tod und Leben herausgefordert zu werden.

So kam er an einen halbverfaulten Baumstumpf, der von einem nach Waldameisen suchenden Bären ausein-

andergerissen worden war Um die herausgezerrten Wurzeln war die Erde gelockert, ein verführerisches Jagdgebiet für den einsamen Wanderer, der auch bald eine fette große Raupe ans Tageslicht gescharrt hatte. Dieser Bissen aber war wirklich zu delikat, als daß er ihn allein hätte verzehren mögen, und in verführerischsten Tönen lockte er „Tuk-tuk-tuk" in der Hoffnung, unter allen Büschen junge Hennen hervorstürmen zu sehen. Doch nichts regte sich. Erwartungsvoll spähte er umher, als er plötzlich hinter dichtem Weidengestrüpp eine dunkle, gelblichrote Gestalt auf sich zuschleichen sah. Rasch schlang er den fetten Bissen hinunter und war für die Annäherung des Feindes bereit.

Ein spitzschnäuziger, rotgelber Hund schien es zu sein, mit buschigem Schwanz und seltsam wildem, gefährlichen Ausdruck. In guter Absicht kam er sicher nicht heran. So duckte sich der Hahn, löste seine Flügel und strammte jede Muskel zum Sprung.

Im nächsten Moment schoß der Fuchs mit bewundernswerter Schnelligkeit durch die Zweige des Weidengestrüpps auf ihn zu, bekam aber nur ein paar glänzende Schwanzfedern zu fassen. Der Hahn war blitzschnell in die Luft gesprungen und auf einen sieben bis acht Fuß über dem Erdboden hängendem Zweig aufgebaumt, von dem er mit langgestrecktem Halse und glasigem Blick seinen Gegner beäugte. Einen Augenblick schien der Fuchs wütend über die Erfolglosigkeit seines Angriffs, er blickte um sich, als spähe er nach unwillkommenen Zeugen seiner

Niederlage, dann aber blies er mit einer Miene erhabenster Gleichgültigkeit eine Feder aus der Ecke seines Fanges und trottete ab, als sei ihm plötzlich etwas eingefallen. Kaum war er etwa zwanzig Meter entfernt, so flog der Hahn herab in sein fruchtbares Jagdgebiet. Er tat, als picke er nach Würmern, behielt dabei den abziehenden Fuchs aber scharf im Auge und krähte plötzlich mit aus-

gesuchtem Hohn. Doch der Fuchs tat nichts dergleichen, obwohl der ihm angetane Schimpf sein ganzes Blut in Wallung brachte. Noch einmal krähte der Hahn, doch wieder ohne Erfolg. Erst als der Fuchs außer Sicht war, wandte er sich kühl seiner Nahrungssuche wieder zu. Die fetten weißen Würmer hatten seinen Appetit bald befriedigt, und so flog er wieder auf seinen sicheren Hochsitz, um gemächlich seine Federn zu putzen. Nach fünf Minuten etwa erschien der Fuchs aufs neue. Unheimlich leise schlich er von einer ganz andern Richtung an, aber schon hatte ihn der Hahn entdeckt und begrüßte ihn mit gellendem „Kr-rr-rr-iii"! Verärgert und beschämt wandte sich der Fuchs ab, sich ein weniger wachsames Opfer zu suchen.

Zwar furchtlos, aber doch in kluger Voraussicht eines neuen Angriffs, blieb der Hahn zunächst auf seinem sicheren, hohen Sitz, behaglich verdauend und gleichzeitig seine seltsame Umgebung mit forschenden Blicken musternd. Nach zehn Minuten etwa schien sich die Stille und Oede des Waldes zu beleben. Ein Pärchen schwarz-weißer Spechte lief an der Rinde eines halb ausgestorbenen Baumes emsig klopfend auf und nieder. Der Hahn sah, wie die scheue Waldmaus aus ihrem engen Loch unter den Baumwurzeln hervorhuschte und mit sorgloser Munterkeit und leisem Rascheln zwischen den toten Blättern spielte. Ein dicker brauner Hase kam in fröhlicher Nachlässigkeit den Waldweg herabgehoppelt, setzte sich in der Nähe des Baumstumpfes auf seine Hinterläufe, glotzte

mit seinen milden Stielaugen in die Runde und ließ die langen Löffel vorsichtig nach allen Richtungen spielen. Plötzlich aber warf er sich herum und setzte, mächtige Haken schlagend, in höchster Erregung davon. Dicht hinter ihm huschte ein kleines, schlankes, hellbraunes Wesen, mit kurzen Läufen, langem, sehnigen Körper, gedrungenem, dreieckigen Kopf und grausamen Sehern, die wie zwei Kohlen aus ihren Höhlen hervorglühten. Der Hahn hatte noch nie ein Wiesel gesehen, empfand aber sofort, daß das sehnige Tier mit dem Blick des Todes nicht weniger gefährlich war als ein Fuchs. Mit Blitzesschnelle waren Hase und Wiesel im Dickicht verschwunden: eine unheimliche, grauenerregende Jagd.

Lange lauschte der Hahn, aber endlich des Wartens müde, fühlte er erneut das Verlangen, nach einem Hühnervölkchen zu forschen, das nun einmal seine Träume beherrschte. Er flog von Baum zu Baum, immer den Waldweg entlang. Mit der Zeit ward ihm das aber doch zu beschwerlich, er faßte sich ein Herz und hüpfte wieder auf den Weg hinab. Vorsichtig und doch voller Arroganz in jeder Bewegung, marschierte er in gemessenem Stechschritt dahin. Aber das Dunkel des Tannenwaldes begann ihn zu bedrücken, und unwillkürlich schlug er ein schnelleres Tempo ein, um offenes Feld und den strömenden, geliebten Sonnenschein zu erreichen.

Er war noch nicht weit gekommen, als er plötzlich ein seltsames Tier bemerkte, das, schmutzig-grau, weiß und schwarz gesprenkelt, auf kurzen Beinen schwerfällig heran-

kroch. Der Hahn stand still und äugte mißtrauisch dem Näherkommenden entgegen. Der war wohl kaum eines schnellen Angriffs fähig, aber trotzdem hieß es auf der Hut sein.

Er ließ ihn bis auf etwa zwei Meter herankommen und stieß dann plötzlich ein scharfes „Kr-rr-rr-ii" aus, indem er blitzschnell den bewehrten, glatten Kopf neigte und seine Halskrause kampfbereit aufplusterte. Erst jetzt schien ihn das fremde Wesen zu bemerken, und zu des Hahnes größtem Erstaunen wuchs es plötzlich zu doppelter Größe. Sein Pelz — wie er sah, waren es lange Stacheln — sträubte sich und umhüllte mit tausend Spitzen Rumpf und Kopf. So kam der Fremdling bedrohlich, aber ohne seinen Schritt zu beschleunigen, auf ihn zu. Kampfbereit wartete der Hahn. Als das unheimliche Stacheltier bis auf drei oder vier Schritte herangekrochen war, sprang er wie eine Feder über es hinweg und wippte blitzschnell herum, um dem sicheren Angriff zu begegnen. Was geschah aber? Der Fremdling trollte ganz einfach schwerfällig seines Weges und nahm sich nicht einmal die Mühe, sich umzusehen. So etwas war dem Hahn nun doch noch nicht vorgekommen; denn freilich hatte er mit einem Stachelschwein bisher noch nichts zu tun gehabt. Verblüfft starrte er ihm eine Weile nach, krähte dann zornig und wandte sich seiner einsamen Forschungsreise wieder zu. Zu seinem größten Entzücken erblickte er endlich eine kleine Lichtung. Mitten darin stand eine Holzhütte — ein Haus! Sicher war es mit einer Schar der schönsten

Hennen bevölkert. Und sicher wohnten da auch harmlose Menschen, die ja zur Lieferung unbegrenzter Futtermengen eben nun einmal notwendig waren. Freudig stürzte er vor, was seiner auch warten würde, Liebe oder Kampf!

Leer! — Sogar sein unerfahrenes Auge konnte sehen, daß die Stätte seit langem verlassen stand. Die Tür hing, halb offen, schief in der Angel. Das kleine Fenster hatte keine Scheiben, und Unkraut wucherte über die Schwelle. Das Dach — ein rohes Machwerk aus Balken und Rinden — war in der Mitte eingesunken, als ob es jeden Augenblick zusammenstürzen wollte. Auf dem Giebel saß ein Eichkätzchen mit anmutig den Rücken hinaufgeschlängelter Rute und schrillte ihm höchste Verachtung entgegen.

Der Hahn pflegte Eichhörnchen keine Aufmerksamkeit zu schenken, und so beachtete er das laute Geschnatter gar nicht. Forschend, doch im Herzen enttäuscht, stolzierte er um die Hütte herum. Als er wieder an der Tür angelangt war, streckte er seinen Hals vor, äugte hinein und krähte gedämpft. Schließlich trat er erhobenen Hauptes ein. Alles war leer. Nur eine lange Bank stand da, oder richtiger, war mit einem gebrochenen Fuß ins Knie gesunken, und eine verrostete Ofenröhre lehnte in der Ecke. An zwei Wänden zog sich eine Doppelreihe von Schlafbänken entlang. Der Hahn marschierte überall herum, spähte in alle Ecken, leise vor sich hin gurrend. Schließlich flog er auf den Rand der obersten Schlafbank, schlug

mit den Flügeln und krähte mehrmals, als wollte er der Wildnis im weiten Umkreis bekanntgeben, daß er von der Hütte Besitz ergriffen habe. Nachdem er dieser Formalität nachgekommen war, flog er herab und stolzierte wieder in das Sonnenlicht hinaus, um die Abfälle zu besichtigen. Und jedesmal, wenn er auf einen fetten Bissen stieß, hielt er ihn in seinem Schnabel hoch in der Luft, legte ihn dann nieder und lockte „Tuk-tuk-tuk!" immer in der Hoffnung, daß seine Untertanen kommen würden.

In ungetrübter Einsamkeit beherrschte der Hahn die Lichtung fast eine Woche lang. Er fühlte sich recht verlassen, und Sehnsucht nach den geliebten Hühnern hätte ihn bald weitergetrieben, wäre das Schicksal ihm nicht zuvorgekommen.

An einem späten Nachmittag erschien ein Holzfäller in grauem Leinenanzug, die Axt geschultert, an der ein Bündel hing. Er schritt direkt auf die Hütte zu. Erfreut, wieder ein menschliches Wesen zu sehen, lief ihm der Hahn über die Schwelle entgegen. Sein plötzlicher Anblick setzte den Waldmann in größtes Erstaunen. Welch ein Staatsbraten! Der kam ihm zum Abendessen gerade recht! Hungrig war er! Er ließ Axt und Bündel fallen und griff nach dem Hahn. Der hatte die Begrüßung allerdings anders gemeint. Er wich geschickt aus, sträubte seine Halskrause mit ärgerlichem „Kr-rr-rr", hopste in die Luft und kratzte mit seinen Krallen und Sporen kräftig nach der Hand.

Erschrocken fuhr der Holzfäller in die Höhe und schüttelte eingeschüchtert das Blut von der Hand.

„Verdammt" murmelte er, betrachtete den Hahn aber doch mit Bewunderung. „Du bist mir ein Braten, du! Hast aber recht! Wir wollen Frieden schließen!"

Er griff in die Tasche nach einigen Krumen Biskuit und warf sie dem Hahn zu, der sie gierig aufpickte und dann in offensichtlichem Verlangen nach mehr um ihn herumstolzierte. Nach der einförmigen Kost von Würmern und Grashalmen waren Biskuitkrumen eine köstliche Abwechslung. Er folgte deshalb seinem Besucher wie ein Schatten, nicht etwa ergeben, sondern mit einer gewissen herablassenden Arroganz, die den Waldmann höchst belustigte.

Er zündete sich vor der Hütte ein kleines Feuer an, um seine Abendspeckschnitte zu rösten und den Tee aufzubrühen. Der Hahn hatte seinen Platz auf der anderen Seite des Feuers eingenommen und attackierte mit langen Schritten die ihm zugeworfenen Bissen.

Die Dämmerung senkte sich. Der Holzfäller hatte seine Mahlzeit beendet, und der Hahn schritt, zufrieden vor sich hingackernd, in die Hütte zurück, flog auf den Rand der obersten Schlafbank hinauf und setzte sich für die Nachtruhe zurecht.

Der Holzhauer hatte eine Pfeife angezündet und streckte sich neben dem ausglimmenden Feuer aus, bis der Mond die Einsamkeit geisterhaft erleuchtete. Dann ging auch er in die Hütte, legte sich auf einer der unteren Schlafbänke

nieder, die er mit Farnkraut und Reisig gepolstert hatte und war bald entschlummert.

Aber auch der erfahrenste Holzhauer kann einmal einen Fehler machen. Er hatte nicht nachgesehen, ob die Glut auch ganz erloschen war, und als sich jetzt ein leiser Wind erhob und gegen das Haus wellte, wurden die ersterbenden Glutreste zu neuem Leben angefacht. Kleine harmlose Flämmchen leckten nach den trockenen Holzüberresten und fraßen sich gierig, größer und größer werdend, bis an die Hütte vor ...

Ein grelles Licht schlug dem Hahn in die Augen. Die ganze Hütte schien in glutrote Sonnenstrahlen getaucht. Lange schmale Feuerzungen schlängelten sich an den Türpfosten empor. Mit kräftigem Krähen begrüßte der Hahn den strahlenden Morgen. Immer und immer wieder krähte er, er war ganz erregt; denn einen so prachtvollen Sonnenaufgang hatte er noch nicht erlebt.

Der Schläfer fuhr hoch, war im nächsten Moment von seiner Bank herunter, faßte Bündel und Decke und stürzte durch die flammende Tür ins Freie. Fluchend warf er seine Habseligkeiten in sicherer Entfernung nieder.

Da ertönte schrill und unerschrocken der Schrei des Hahnes über Knistern und Zischen der das Haus umzingelnden Flammen hinweg zu ihm hinüber.

„Der Hahn!" murmelte der Holzhauer und stürzte, den einen Arm vor dem Gesicht, in die Hütte zurück, ergriff ihn bei den Beinen und war im Umsehen wieder in der

süß duftenden Kühle der Nacht, Augenbrauen und Haar versengt.

Der Hahn, empört über den plötzlichen Ueberfall, flatterte und pickte wie wild. Der Holzhauer aber drückte ihn mit dem Ellbogen fest an sich, band die bewaffneten Beine zusammen und wickelte ihn in seine Jacke.

„So", sagte er. „Wir reisen zusammen, Kamerad. Du hast mir das Leben gerettet, wo ich es dir erst hatte nehmen wollen! Nun sollst du es gut bei mir haben, und ich wette, du wirst den Hähnen der ganzen Ansiedlung bald gezeigt haben, was ein Hahn ist!"

Der Pfad über das „Bleichgesicht"

Man nannte sie „das alte Bleichgesicht", jene splitternackte Felswand, die von den Gluten der Sonne und den peitschenden Sturmschauern gebleicht, aschgrau und schreckenerregend über das dunkle Grünviolett der Wildnis starrte. Bis dicht an den Fuß des riesigen kahlen Berghanges dehnten sich die unbegrenzten Flächen eines Zedernsumpfes. Hinter dem Bleichgesicht aber verbarg sich ein undurchdringliches Gewirr von Schluchten, Felsspitzen und -spalten, zwischen denen geschwärzte Baumskelette, in den Stein gekeilt, trostlos gen Himmel ragten.

Zur Zeit der Frühjahr- oder Herbstüberschwemmungen ist der Zedernsumpf nur dem Mink, den Bisamratten und Ottern zugängig. Wer dann von dem Westplateau aus die den Ottanoonsis speisende Seengruppe erreichen will, muß den schwindelerregenden Pfad über die hohe, sturmumfegte Stirn des „alten Bleichgesichts" nehmen. Diesen Pfad bildete ein Felsvorsprung, auf dessen breitesten Stellen ein Ochsengespann mit knapper Not fahren konnte, der sich aber dann so verengte, daß ihn selbst das sichere Renntier nur mit Vorsicht beschreiten kann.

Die einzigen Bewohner des „Bleichgesichts" waren Adler — drei Paare — deren Horste weit voneinander entfernt auf einsamen Höhen thronten, auf Felsvorsprüngen und Spitzen, die kein unbeschwingtes Wesen erreichen konnte. Der Pfad führte zwar an seinen höchsten Punkten weit über den Horsten dahin — in deren einen er sogar Einblick gewährte — doch längst hatte ihre Insassen die Erfahrung gelehrt, daß ihnen von dem Pfade her keine Gefahr drohte. Ihre scharfen Augen und argwöhnischen Gehirne, auf alles gespannt, was in ihren Gesichtskreis trat, hatten jedoch erkannt, daß der geringe Verkehr über den Gebirgspaß nur zu mehr oder weniger regelmäßigen Zeitpunkten und zu bestimmten Jahreszeiten vor sich ging. Bei trocknem Wetter und hartem Frost lag der Pfad vereinsamt. Während der Ueberschwemmungszeiten aber nahm der Verkehr je nach deren Dauer zu und erfolgte dann am Vormittag von Osten nach Westen und am Nachmittag von Westen nach Osten.

Diese Tatsache war die Folge einer dunkel empfundenen Ueberlieferung unter den Tieren, geboren aus dem klugen Einvernehmen unter ihnen, unnötige — und notwendigerweise todbringende — Mißverständnisse und Kampf zu vermeiden; denn die Bewohner der Wildnis kämpfen selten um des Kampfes, sondern ihrer Nahrung willen, und in den Kämpfen der Brunstzeit geht es um die Aussonderung der Besten und Stärksten zur Fortpflanzung der Art. Zwecklose Gefahren und Zusammenstöße suchen sie instinktiv zu vermeiden. Deshalb war auch für die

kühnsten Streiter – den Bären und den Elchhirsch, ganz abgesehen von all den kleineren Rittern – der luftige Felspfad über das Bleichgesicht nicht der Ort, einen unsicheren Kampf herauszufordern. Dies stille Einvernehmen zur Vermeidung unheilvoller Begegnungen und Kämpfe um freie Bahn an einem Punkt, wo der sichere Tod den einen oder gar beide Streiter erwartete, widersprach also keineswegs den Gesetzen und Gebräuchen der Wildnis. Freilich hätte man sich die Gewohnheit der Tiere, das „Bleichgesicht" einmal von Osten und einmal von Westen zu überqueren – ein übrigens selbst zu den günstigsten Zeitpunkten seltenes Ereignis – ganz einfach damit erklären können, daß sie vermieden, auf dieser schwierigen Passage gegen die Sonne zu ziehen, denn naturgemäß ließ sich der handbreite Felsvorsprung hoch über den Adlerhorsten leichter mit der Sonne im Rücken überwinden.

Joe Peddler blendete das starke, grelle Sonnenlicht mitten in die Augen, als er sich am frühen Morgen nach den Ottanoonsis-Seen hinüberarbeitete. Er hatte ein Ueberschreiten des „Bleichgesichts" noch nie versucht, aber immer ziemlich spöttisch den Geschichten der Indianer gelauscht, die sie über die Gefahren des Felspfades zu erzählen wußten. Die kurze bisher zurückgelegte Strecke hatte ihn aber bereits gelehrt, daß die Berichte nicht übertrieben waren. Und dennoch – er fühlte sich seines Kopfes und seiner Füße sicher, und je höher er in dieser herrlichen klaren, frischen Luft aufwärts drang, um so zufriedener

wurde er mit sich. Seine mächtigen Lungen tranken gierig die rhythmisch anwogenden Wellen des Windes, die ungebrochen vom äußersten Ende der Welt heranzurollen schienen. Seine Augen weiteten sich und füllten sich mit dem Panorama einer endlosen Weite zu seinen Füßen. Mit der seltsamen Einbildungskraft einsam hausender Waldbewohner fühlte er seinen Geist sich ausdehnen und das weite Sonnenlicht und den winddurchspülten Raum voll in sich aufnehmen. Auf einmal bemerkte er mit angenehmem Schauer, daß der Pfad direkt über ihm um einen schroffen Felsvorsprung, der mehrere hundert Meter steil in die Tiefe abstürzte, schmal herumlief. Wie ein daunenweicher Teppich dunkelte der Abgrund aus Baumspitzen empor. Peddler untersuchte genau die Sicherheit seines Fußhaltes, als er sich dieser Biegung näherte und auch die Unebenheiten des überhängenden Felsens, für den Fall, daß ein plötzlicher Windstoß ihn dort überraschen würde. Denn mit Leichtigkeit hätte ihn ein unberechenbarer Wirbel in den weiten Raum und die grün sich dehnende Tiefe schleudern können. In seinen schmiegsamen, geölten „Larripans" aus dickem Rindleder bewegte sich Peddler wie eine Wildkatze, lautlos sogar über die losen Steine des Pfades, voran. Wie ein grauer Schatten glitt er über das „Bleichgesicht". Als er sich der Biegung bis auf acht bis zehn Schritt genähert hatte, fühlte er richtig, wie jeder Nerv sich in glühender Erwartung spannte — und, wie so oft, geschah gerade das Unerwartete.

Um die Biegung herum auf feinen Hufen zierlich schreitend kam ein Schmaltier und sperrte gerade an dieser schwindeligen Stelle den Pfad.

Peddler zuckte zurück und versuchte, sich wie eine Tellermuschel an den Felsen zu heften. Mit eisernen Fingern griff er nach einem winzigen Vorsprung. Das Tier stand im Augenblick vor Ueberraschung wie versteinert. Es war gegen alles Herkommen, daß ihm auf diesem Pfad ein Wesen entgegentrat. Im nächsten Moment löste sich aber auch schon seine Ueberraschung in wildeste Panik, entsetzt warf es sich zur Flucht herum, aber auch für einen kleinen Körper wie den seinigen war hier kein Platz zur Drehung und das unerbittliche „Bleichgesicht" prallte ihn von sich ab. Mit weit gespreizten Läufen und entsetzensstieren Lichtern glitt es in den Abgrund.

Mitleidsvoll pochenden Herzens beugte sich Peddler vor und folgte dem gräßlichen Todesflug bis das verräterisch weiche Baumkronengewebe das Opfer verschlang.

Seine Stimmung war beträchtlich gedämpft. Vorsichtig kroch er nach der schwindelnden Biegung des Pfades und lugte um die Ecke. Mit unangenehmer Beharrlichkeit lastete der Gedanke auf ihm, daß er jetzt unter dem trügerischen Kissen liegen würde, wäre ihm anstelle des nervösen kleinen Tieres ein eigensinniger alter Elch oder Bär begegnet.

Hinter der Böschung lag der Weg etwa dreißig Meter weit dem Blicke frei, dann stieg er steil im Einschnitt einer neuen mächtigen senkrechten Runzel des Felsange-

sichts an und verschwand hinter einem vorgelagerten Bollwerk. Fiebernd eilte Peddler voran, um diesen die Aussicht auf freie Bahn versperrenden Vorsprung zu überwinden und bedauerte zum ersten Male, außer seinem langen Jagdmesser keine Waffe bei sich zu haben. Seine Büchse hatte er als ein beim Klettern lästiges Gepäck zurückgelassen. Die Jagdzeit für irgendein Wild war noch nicht gekommen, und außerdem trug er im Rucksack Reiseproviant genug. Er hatte die Möglichkeit einer Begegnung mit Elchhirschen oder Bären gar nicht in Erwägung gezogen, denn außer zur Brunstzeit pflegte auch der kühnste Kämpfer dem Menschen aus dem Wege zu gehen. Nun aber erkannte er, daß ihm auf diesem schmalen Pfad Bär oder Elch gefährlich werden konnte.

Der steile Anstieg zwang Peddler, sogar die Hände zuhilfe zu nehmen, und als er endlich die nächste Biegung erreichte, sah er überrascht etwa dreißig Meter unter sich einen Adler kreisen, der aber seltsamerweise nicht die geringste Notiz von ihm nahm, trotzdem er doch in seinen Luftbereich eingedrungen war. Gewiß lag der Horst auf irgend einer unzugänglichen Stelle in sicherer Entfernung von dem Pfad. Peddler stand still, um aus unmittelbarer Nähe das langsame Schlagen dieser weiten Schwingen zu beobachten, wie sie den Wind der Majestät ihres Fluges untertan machten. In seine Betrachtungen vertieft, durchzuckte ihn plötzlich ein erdrückender Gedanke: Zweifellos herrschte auf diesem Pfad ein lebhafter Verkehr wilder Tiere, sonst hätte den Adler seine Gegenwart

nicht so gleichgültig gelassen. Diese Erwägung ließ sofort Peddlers Interesse an den Problemen des Fluges erlöschen. Er eilte weiter, ängstlich gespannt, was hinter der nächsten Biegung seiner warte.

Schneller, als ihm lieb war, wurde seine Neugierde be-

friedigt. Er erreichte die Biegung, streckte den Kopf vor und — stand Auge in Auge mit einem riesigen schwarzen Bären. Vor Schreck über das so plötzlich hinter dem Felsblock auftauchende hagere, dunkle Gesicht mit den scharfen, blauen Augen setzte sich der Bär mit entgeistertem „Wuff" auf die Keulen.

Peddler, nicht weniger erschrocken, verlor trotzdem die Geistesgegenwart nicht. Kein Muskel zuckte. Den Körper vorsichtig hinter dem Felsvorsprung verborgen, so daß das Gesicht in der Luft zu hängen schien, hielt er, ohne die Wimpern zu bewegen, die Augen des großen Tieres mit ruhigem, festem Blick gebannt. Der Bär war sichtlich beunruhigt. Nach wenigen Minuten wandte er seinen Kopf zurück und schien einen strategischen Rückzugsplan in Erwägung zu ziehen. Zu seiner Ausführung wäre der Felspfad an dieser Stelle breit genug gewesen. So erwartete Peddler also in der Tat die Umkehr des Bären, denn er ahnte nichts von jenem mystisch zwingenden Pfadgesetz, das den vierfüßigen Wanderern verbietet, umzukehren oder eine Richtung einzuschlagen, die einer bestimmten Tageszeit nicht entsprach. Der Bär aber wußte instinktiv, kehrte er jetzt um, so lief er nur anderen Wegwanderern entgegen, und er hatte sich bald zwischen zwei Feuern gefangen.

Dem scharf beobachtenden Peddler entging es zu seiner peinlichen Ueberraschung nicht, daß die Verwirrung in den Augen des Bären langsam einem wilden Groll Platz machte, sein unveräußerliches Recht an freiem Durch-

marsch vereitelt zu sehen. Aber das drohend auf ihn gerichtete Gesicht riet doch nachdrücklichst zu freiwilliger bedingungsloser Unterwerfung. Es war das Gesicht eines Menschen, das stand fest, da galt es sich zu hüten. Seltsam schwebend erschien es an der Felswand und war deshalb noch erschreckender. Doch es verlegte ihm den Weg und brachte ihn in tödliche Gefahr! Wieder packte ihn wütender Zorn, der alle anderen Empfindungen verdrängte. Er kam heran. Entschlossen, aber doch langsam und vorsichtig. Hier half kein Einschüchterungsversuch mehr, aber wie war ein Zusammenstoß zu vermeiden? Flucht auf dem Weg zurück konnte gelingen, denn bei der Enge des Pfades war Peddler dem Bären an Schnelligkeit sicher überlegen. Blitzschnell erwog Peddler alle Chancen, die ihm der Augenblick noch ließ — da fiel sein Blick auf einige Vorsprünge und Spalten in der senkrecht neben ihm aufschießenden Felsmauer. Ohne noch eine Sekunde zu verlieren, klammerte er sich mit stahlharten Fingern an eine Kante, faßte mit sicheren Zehen Fuß und schwang sich schnell in die Höhe. Jetzt lugte der Bär um die Ecke. Auf hohem Felsensitz konnte Peddler seine Heiterkeit über den geprellten Petz nicht unterdrücken. Helles Gelächter schlug dem verdutzten Bären unheimlich ans Ohr. Sichtlich eingeschüchtert duckte er sich eilig und eilte mit drohendem Brummen davon, immer wieder ängstliche Blicke hinter sich werfend, als fürchte er einen Verfolger auf seinen Fersen.

Peddler jedoch ließ sich von seinem freundlichen Hochsitz

herab, erleichterten Herzens, aber seinen Leichtsinn verwünschend, die Büchse daheim gelassen zu haben.

Nach einer halben Stunde etwa hatte er den Scheitelpunkt des Passes erreicht. Weit unter ihm, gleichsam in der Tiefe, kreiste der Adler und, obwohl er wegen der Unsicherheit und Schwierigkeiten des Weges der unvergleichlichen Fernsicht wenig Beachtung schenken konnte, durchschauerte ihn doch eine starke, selige Erregung. Die ängstliche Beklommenheit war dem Reiz der reinen, stärkenden Atmosphäre gewichen. Leicht und durchdringend arbeiteten seine Sinne, mit scharfen Blicken überflog er den Weg, der nunmehr nie weiter als etwa dreißig Meter zu überschauen war, während er gleichzeitig in die Felsenwand über sich spähte, ob sie ihn bei einer unerwarteten Begegnung wieder Zuflucht gewähren könne. In Unkenntnis des „Pfadgesetzes" erwartete er eigentlich keine weiteren Ueberraschungen, glaubte vielmehr, daß seine Begegnung mit dem Schmaltier und dem Bären anderes Wild gewarnt, ja selbst die Raubtiere verscheucht hätte, die sich selten ohne Zwang der gefährlichen Nähe des Menschen aussetzen. So traute er denn seinen Augen kaum, als hinter einer Runzel des Felsgesichts plötzlich wieder die Gestalt eines Bären auftauchte.

„Ist hier eine Menagerie unterwegs", fluchte Peddler, „oder hat mich der Teufel zum besten!"

Der Bär war noch etwa zwei Meter entfernt, kleiner als sein Vorgänger und jünger, wie Peddlers geübtes Auge an dem schönen Glanz des Fells erkannte. Augen-

blicklich stand der Bär still, als er Peddler bemerkte. Peddler aber ging seinerseits ruhig auf ihn los, ohne das geringste Zeichen der Ueberraschung oder Furcht zu verraten. Das war in dieser Situation die einzige Möglichkeit, das Tier zur Umkehr zu bewegen. Der Bär aber zögerte, trotzdem er sichtlich vor dem Manne erschrocken war, zog sich verwirrt einige Schritte zurück und blieb dann stehen. Seine Augen liefen die Felsmauer ab, als suchte er in dieser unmöglichen Richtung nach einem Ausweg.

Der Pfad war an dieser Stelle verhältnismäßig breit und bequem, und schließlich entschloß sich der Bär doch zur Umkehr. Freilich nur zögernd und unter ängstlichem Schnaufen, als fürchte er, jemand auf dem Rückweg zu begegnen. Peddler hielt sich so dicht wie möglich dem abziehenden Tier an den Fersen. „Eine vorzügliche Avantgarde", dachte er und lachte bei dieser Vorstellung vergnügt in sich hinein. „Vorwärts, Brauner, vorwärts!"

Nervös blickte der Bär sich um und beschleunigte seinen Rückzug, so gut es die Schwierigkeiten des Weges gestatteten.

Der Pfad fiel schnell aber unregelmäßig nach dem östlichen Plateau ab und lief dann verhältnismäßig eben dahin, nur hier und dort durch kurze steile Steigungen unterbrochen.

Nicht lange mehr, und das rätselhafte Zögern des Bären beim Rückzug sollte sich erklären. Von Peddler in einem

Abstand von zwölf bis fünfzehn Meter gefolgt, hatte er eben eine dieser kurzen steilen Steigungen erreicht, als sich von der anderen Seite plötzlich ein heftiges Schnauben und Grunzen vernehmen ließ.

„Ein Elch! Verflucht!" entfuhr es Peddler. „Haben sich's denn alle Kreaturen heute in den Kopf gesetzt, über das Bleichgesicht zu ziehen!"

Auch der Bär hatte das Schnauben gehört, stand sofort still und sah sich verzweifelt nach Peddler um.

„Voran mit dir!" fuhr ihn Peddler an und der Bär, der die Menschen mehr fürchtete als die Elche, gehorchte. Im nächsten Moment erschien hinter dem Anstieg ein langer, dunkler, riesiger Kopf, mit festen, vorstehenden Lippen und schmalen, ärgerlich bösen Lichtern. Dem furchterregenden Kopf schoben sich mächtige Schultern nach, bis der ganze Bulle in seiner gewaltigen Majestät vor Bär und Mensch stand, hinter ihm zwei Kühe und ein Kalb.

„Jetzt gibt es ja etwas!" dachte Peddler und suchte nach einem Schlupfwinkel im Felsen, falls sein Ritter den kürzeren ziehen würde.

Angesichts des Bären standen die Kühe und das Kalb sofort still und starrten, die großen Lauscher ängstlich nach vorn gelegt, dem Feind entgegen, der ihnen den Weg versperrte. Der alte Bulle dagegen schritt ruhig weiter, wenn auch langsam und mit Vorsicht wie ein rechter geübter Zweikämpfer. Seine Stirn trug keine Schaufeln zu dieser Jahreszeit, die großen gespaltenen Vorder-

schalen waren aber eine Waffe, die er mit tödlicher Sicherheit zu gebrauchen wußte.

Der Bär jedoch, der wohl vor der Unheimlichkeit des Menschen zurückwich, fürchtete ein Elen nicht. In diesen Tagen erst hatte er ein Kalb gerissen. Er war kampfbereit. Mit einem kurzen Blick überzeugte er sich, daß der Mann ihm nicht näher kam, schmiegte sich dann eng an den Felsen und wartete, die riesige Brante erhoben, wie ein Boxer in der Erwartung des Angriffs. Er hatte nicht lange zu warten.

Mit atemloser Spannung sah Peddler, wie der Bulle langsam mit hochmütig gehobenem Kopf herankam, als wolle er seinen Gegner überhaupt ignorieren. Versuchte das majestätische Tier tatsächlich ohne Kampf an dem Bären vorbei zu kommen? Würde der Bär ihn passieren lassen?

Plötzlich jedoch und ohne die leiseste Androhung flog die Vorderklaue des Bullen bis zur Schulterhöhe seines sich schnell duckenden Gegners. Blitzschnell erfolgte der Schlag und mit solcher Gewalt, daß er der erste und letzte des Kampfes gewesen wäre, falls er getroffen hätte. Doch des Bären Abwehr war ebenso geschickt. Seine mächtige Vorderbrante parierte, und die Klaue des Bullen schmetterte wirkungslos auf dem Steinboden nieder. Im selben Moment, noch ehe der Bulle zu einem zweiten rammenden Schlag ausholen konnte, war der Bär wie eine Feder emporgeschnellt, streckte seinen Körper mit aller Kraft seiner mächtigen Hinterpranken aus und warf sich un-

widerstehlich wie ein Keil zwischen seinen Gegner und das Felsgesicht. Die Taktik war dem Elen bei all seinen Kämpfen noch nicht begegnet. Es wankte, taumelte und glitt über den Rand des Abgrundes hinaus. Mit der Kraft der Verzweiflung versuchte es, mit den Vorderläufen sich auf dem Felsrand festzuklammern und in wahnsinnigen Zuckungen den schwebenden Körper auf den Pfad hinaufzuschleudern. Aber schon fuhr der vernichtende Schlag ihm mitten zwischen die beiden wild stierenden Lichter. Es fiel hintenüber und stürzte, sich überschlagend, in gewaltigem Bogen in den Abgrund.

Als die Kühe die Niederlage ihres Führers gewahr wurden, warfen sie sich in panischem Entsetzen herum und stoben in wilder gefährlicher Hast davon. Der Bär folgte vorsichtig, anscheinend nicht in der Absicht, sie einzuholen. Peddler folgte ihm, seinerseits auf der Hut, seinem Ritter und Retter nicht allzu nahe auf den Pelz zu rücken.

Nach etwa einer halben Stunde waren die Ausläufer des Berges erreicht, der Pfad wurde breiter und verzweigte sich in kleine Waldwege, die sich zwischen den Hügeln verloren. Kaum bot sich dem Bären ein Unterschlupf, so schwenkte er ab und verschwand zwischen den dichten Tannen mit einer ängstlichen Hast, die Peddler bei dem mächtigen und mutigen Tier höchlichst erheiterte.

Zwiſchen Ebbe und Flut

Seit es alt genug war, die Höhle zu verlaſſen, hatte die alte Bärin ihr Junges ſtets landeinwärts geführt, durch die verſtreuten Felsſtücke, das Gewirr von Tannen und Fichten, und hatte es gelehrt, nach zarten Wurzeln zu graben und Larven und Käfer in verfaulten Baumſtümpfen ausfindig zu machen. Heute aber hatte ſich bei der Bärin das Bedürfnis nach ſalzigerer Koſt geregt, und ſie gedachte ihr Junges nach der entgegengeſetzten Richtung zu führen, durch eine Klippenſchlucht hinab und über die große, rote, glänzende Schlammfläche, die die Ebbe der gewaltigen Fundyfluten freigelegt hatte. Wenn die Flut ihre Höhe erreichte und die Winde ſchwer vom Meere landeinwärts tobten, konnte das Junge bis in die ſichere Wärme ſeiner Höhle hinein das Donnern der Wogen gegen die Klippen hören. Zwar regte ſich heute kein Lüftchen und ſeidig ſchillernd dehnte ſich das beruhigte Meer, nur leiſe träumeriſch rauſchend — trotzdem aber hatte das Bärenjunge ſich ängſtlich wie ein Kind in den dunkelſten Winkel der Höhle gehockt, bis es die

Mutter mit einem sanften ermunternden Puff aufscheuchte.

Mit einem quäkenden Laut gekränkter Ueberraschung raffte es sich auf, schüttelte seinen Kopf, als wolle es eine Biene verjagen und beeilte sich, der Alten zu folgen, dicht an ihre großen schwarzen Hinterbranten gedrängt.

Von der Klippenschlucht aus führte ein steiniger Pfad langsam abfallend über die Schlammfläche nach dem Rande des Wassers. Noch herrschte Ebbe, aber bald mußte die Stunde der Flut eintreten. Da das Ufer langsam abfiel und der Unterschied zwischen Hoch- und Tiefwasser in diesen steilen Kanälen etwa vierzehn bis fünfzehn Fuß betrug, waren die gelbbraunen Ränder des verebbten Meeres noch reichlich dreiviertel Meile vom Fuße der Klippen entfernt. Der kupferrote, ölige, weiche Schlamm der freigelegten Fläche schillerte trügerisch in der Sonne. Durch den Schlamm hindurch aber zog sich im rechten Winkel die schwarze Linie des Gesteinpfades und lief eine kurze Strecke parallel zur Uferlinie, ehe sie das Wasser erreichte.

Auf ihm entlang nahm die alte Bärin ihren Weg; hin und wieder stand sie still, um an einem Büschel Seetang zu schnüffeln oder einen prüfenden Blick auf die gelben Lachen zwischen den Felsstücken zu werfen. Das Junge tat ihr alles gehorsam nach, obwohl es zweifellos nicht ahnte, was zu finden es erhoffen konnte. Doch der obere Teil des Pfades bis zu dem Schlammstreifen, den die Hochflut hinterlassen hatte, bot nichts,

was weiteres Suchen hätte lohnen können. Seit mehreren Stunden lag er nun schon trocken und war längst gründlich abgesucht worden. So trabten sie weiter nach den tiefer gelegenen Strichen, wo die mit dunkelgrünen Tangbüscheln behangenen Felsenriffe noch vor Nässe troffen und die einzelragenden Felsnadeln, von Tellermuscheln übersät, feucht funkelten. Die alte Bärin kratzte mit ihren gleichsam eisenbeschlagenen Tatzen einige Muscheln los und zermalmte sie behaglich zwischen den Kinnladen, den würzigen Saft einschlürfend. Ungeschickt versuchte das Kleine es ihr nachzutun, aber die Muscheln trotzten seinen noch zu zarten Tatzen, so daß es zur Mutter rannte, deren großen Kopf zur Seite schob und gierig einen Teil der abgekratzten Muscheln aufleckte. Aber sie waren zu hart und stachen in das Zahnfleisch, so daß es sie bald empört wieder ausspuckte. Brummelnd folgte es der Alten, die am Rande des Wassers nach weiteren Leckerbissen suchte. Da erschien auf der Höhe der Klippen eine hagere, in graue Leinwand gekleidete Gestalt, mit einem Gewehr über der Schulter. Als sie der Bären ansichtig wurde, trat sie schnell hinter eine überhängende Fichte zurück.

In der ersten Eingebung wollte der junge Jäger einen Fernschuß auf die plumpe, gegen die helle Wasserfläche sich scharf abhebende schwarze Form abgeben, denn er konnte gerade eine Bärenhaut gebrauchen, auch wenn der Pelz nicht ganz tadellos war. Das Junge aber wollte er lebend fangen, und wenn es sich als gelehrig erwies,

für eine gute Summe an eine herumziehende Truppe verkaufen. So beſchloß er nach reiflicher Ueberlegung, doch lieber zu warten, bis die ſteigende Flut die Bären zu ihm auf das Hochland hinauftreiben würde. Er wechſelte die verſtählte ſpitze Patrone gegen eine tödlichere abgeſtumpfte aus, zündete ſich eine Pfeife an und lehnte ſich bequem an den Fichtenſtamm zurück, um durch das lichte Grün ſeine ſichere Beute zu beobachten.

Je weiter die Bären den Pfad hinunterkamen, um ſo intereſſanter wurde der Befund. Hier hatten die Krähen und Möwen noch nicht Zeit genug gehabt, alle Beute wegzuſchnappen. Da klebten unter den Felsvorſprüngen ſaftige blaue Miesmuſcheln und zwiſchen dem ſchlammigen Seetanggeflecht dicke Trompetenſchnecken. In den ſeichten Lachen fanden ſich orangefarbene Seeſterne und borſtige Seeigel, alles Leckerbiſſen, deren Schalen auch die kleinen Zähne des Jungen leicht zermalmen konnten. Außerdem hatte der Salzgeſchmack dieſer Seetiere eine ausgezeichnete Wirkung auf den Appetit. Von immer reicherer Beute gelockt, ſchritt die alte Bärin von Lache zu Lache, und das Junge, dem der gefüllte kleine Bauch wie ein ſchwarzer Pelzball herabhing, ſprang nicht mehr, ſondern watſchelte ſchwerfällig aber mit immer noch vor Erwartung glänzenden Sehern neben ihr her. Solange es noch laufen konnte, war es auch immer noch fähig, von dieſen herrlichen Leckerbiſſen zu genießen. Die faſzinierende Jagd führte die beiden weiter und weiter, bis ſie ſchließlich an den Rand des Waſſers gelangten.

Die Klippenschlucht, durch die sie vom Hochland herabgewandert waren, lag weit hinter ihnen. Eine gute halbe Meile glänzenden Schlammes trennte sie in direkter Linie vom Fuße der Klippen.

„Wenn sie sich nicht eilen, wird sie die Flut holen!" dachte der junge Jäger auf seiner Höhe, und ein leises Bedauern, die Bärin nicht zeitig geschossen zu haben, wandelte ihn an.

Während die Alte und ihr Junges mit Nasen und Tatzen in einer algigen Lache herumwühlten, war plötzlich eine lange flache, schlammumränderte Welle über ihre Tatzen hinweggespült und hatte die Mulde bis zum Rande mit gelblichem Wasser angefüllt. Hastig zog die Bärin ihren Kopf zurück und blickte nach den entfernten Klippen und der steigenden Flut. Sofort war sie sich der drohenden Gefahr bewußt und setzte sich schwerfällig trottend in Gang, den langen Weg zurück, den sie gekommen waren. Das Junge wackelte tapfer hinterdrein, d. h. diesmal hielt es sich dicht an die Seite der Alten. Die gelben Wellen hatten es erschreckt, und es glaubte, vor dem kalten, schrecklichen Ungeheuer hinter der schützenden Flanke der Mutter sicher zu sein.

Da aber der Weg zunächst noch parallel zur Wasserfläche lief, so spülten die anschwellenden Wellen den beiden Bären beständig um die Branten. Nach etwa zwei Minuten schnellen Rückzugs ging dem Jungen die Luft aus. Vor Angst schnaubend fiel es — zu vollgefuttert wie es

war — auf seine Hinterkeulen und wartete, daß es die Alte holen würde.

Die Bärin wandte sich um, stürzte zurück und brachte es mit einem ermunternden Brantenschlag in Bewegung. Aber nach wenigen Metern gab das Junge es wieder auf, fiel hin und brummte jämmerlich.

Diesmal schien die Mutter einzusehen, daß der Fall ernst war. Unverdrossen beleckte sie ihr Junges und brummte beruhigend, bis es, wenn auch zitternd, endlich wieder auf die Beine kam. Mit Nase und Tatzen nachhelfend gelang es ihr, das Junge mühsam nach einem etwa fünfzehn bis zwanzig Fuß entfernten Felsblock zu bugsieren, in dessen nächste Nähe die gelblichen Wogen auch bereits herangekommen waren. Verwirrt und erschreckt ließ sie sich auf die Keulen nieder und blickte, verzweifelt nach einem Ausweg suchend, um sich. Das Junge lag flach, alle Viere von sich gestreckt, auf dem Boden und keuchte aus vollem Halse.

Inzwischen stieg und stieg die Flut, in wenigen Minuten war der Felsblock zur Insel geworden. Der einzige Weg führte über die gleißende Schlammfläche. Die alte Bärin warf einen Blick hinüber und brummte; sie kannte die Gefahren dieses trügerischen Weges, aber es gab keinen anderen.

Nachdem sie ihr Junges wieder beleckt und beschnüffelt hatte, bis es aufgestanden war, stapfte sie kühn den Felsen hinab der kupferroten Fläche zu. Das Junge, inzwischen

wieder zu Atem gekommen, folgte lebhaft. Es schien durch den Umstand sehr ermutigt, daß sie jetzt eine den Wellen entgegengesetzte Richtung einschlugen.

Höchste Eile war erforderlich. Als sie den Felsen verließen, waren schon die angrenzenden Schlammflächen von Wellen überspült. Die alte Bärin schritt umsichtig voran. Sie konnte das Junge nicht antreiben, denn sie mußte den Weg suchen. Ihr Instinkt, ihre feine Beobachtungskraft ließen sie stets die sogenannten „Honigtöpfe", jene tiefen Schlammtaschen unter der einförmig schimmernden Oberfläche, entdecken und vermeiden. Um die „Honigtöpfe" war der Schlamm weich und zäh, etwa zwei Zoll bis zwei Fuß tief über festem Lehmboden. Die alte Bärin mit ihren riesigen Kräften schritt durch diese haftende rote Schlammasse ohne große Schwierigkeiten. Das Junge dagegen befand sich nach wenigen Minuten schrecklich behindert. Der Pelz nahm den Schlamm an, die kleinen Tatzen sanken leicht ein und mit jedem Schritt wurde es schwerer, sie wieder herauszuziehen. Schließlich war es noch von der geräumigen Spur der Mutter abgekommen und sank bis an den Bauch über den Rand eines „Honigtopfes".

Von Panik erfaßt, zappelte es vergeblich umher, die Nase hoch in die Luft gereckt, die Augen krampfhaft geschlossen. Die Alte pflügte sich inzwischen nichtsahnend immer weiter vorwärts. Plötzlich riß das Junge die Augen auf und sah, daß die Mutter schon zehn bis zwölf Fuß entfernt war. Direkt hinter ihm, beinahe schon ihm am

Schwanze, leckten die heranschleichenden Wellen. Entsetzt brach es in ein herzbrechendes Gebrüll aus.

Da stürzte die alte Bärin auch schon zurück, bis zu halber Höhe ihrer Weichen mit rotem Schlamm bedeckt und die zottige Brust mit Kot bepanzert. Sie packte das Junge mit ihrem Fang im Genick und versuchte, es herauszuziehen, aber sie sah bald, daß eher das Fell als der Schlamm nachgeben würde. Die Flut drohte in nächster Nähe und so schob sie kurz entschlossen ihre Tatzen unter die Hinterkeulen des Jungen und hob es mit einem mächtigen Ruck und unter lautem Luftknall der zähen Masse heraus. Der Ruck beförderte das Junge gleich zehn Fuß weit Hals über Kopf der Sicherheit näher. Ehe es sich wieder aufgerafft und ärgerlich mit den kleinen Tatzen den Schlamm fortgewischt hatte, der sein Gesicht verschmierte und es halb blind machte, war ihm die Mutter wieder zur Seite, stupste es mit der Nase vorwärts und half geschickt mit den Vordertatzen nach.

Ganz allmählich nur, kaum merklich, stieg jetzt die Fläche nach dem Ufer an, so daß die Flut mit immer wilderer Eile anzuschwellen schien. Die Bärin war jetzt von ihren Anstrengungen, das Junge voranzubringen, derart in Anspruch genommen, daß sie die „feine Nase" für die „Honigtöpfe" zu verlieren schien. Sie stupste das Junge direkt in einen hinein, zog es aber unzeremoniell schnell wieder heraus, ehe es in den Schlamm einsinken konnte. Jetzt hielt sie einen Moment inne, um die Fläche nach einem neuen Ausweg abzuspähen, ehe sie den aber finden

konnte, hatte die Flut sie schon erreicht und ihre Branten planschten in dem gelben Wellengekräusel.

„Jetzt gilt es schwimmen, alte Dame!", dachte der erregt Beobachtende hinter seiner Fichte oben auf der Klippe.

Als die immer mehr um sich greifenden Fluten jetzt schon ein paar Meter vor den Bären die Schlammfläche überfluteten, konnte die Alte den Weg nicht länger untersuchen und es blieb ihr nichts übrig, als blind voranzustürzen. Sie faßte das laut aufquietschende Junge im Nacken und eilte dem Ufer zu. Das Glück war ihr günstig. Sie überholte die Flut fast um Körperlänge, dann hielt sie inne und ließ das Junge fallen. Doch der Stillstand war verhängnisvoll. Der Boden gab unter ihr nach. Sie war in einen „Honigtopf" geraten, dessen eingetrocknete Decke sie wohl während ihrer schnellen Bewegung getragen hatte, sie nun aber mit um so unerbittlicherem Griff erfaßte. Mit all ihrer riesigen Kraft versuchte sie freizukommen. Vergeblich! Ihre Branten vermochten nirgends festen Grund zu fassen.

Von Schreck und Verzweiflung erfaßt, brüllte sie laut auf mit hoch in die Luft gereckter Schnauze, als flehe sie den klaren, blauen Himmel um Rettung an, während das Junge voller Entsetzen ihr auf den Rücken zu klettern versuchte.

Der rauhe Schrei war jedoch nur die Aeußerung einer schnell überwundenen Schwäche gewesen. Im nächsten Augenblick schon versuchte die unbezähmbare Alte wieder, still und systematisch, sich frei zu machen. Mit beiden

Vorderbranten taſtete ſie abwechſelnd nach feſtem Boden unter dem Schlamm. Aber ſie fanden keinen Halt. Schließlich ſtreckte ſie ihren Körper flach aus, um ihr Gewicht auf eine möglichſt breite Tragfläche zu verteilen. In dieſer Stellung vermochte ſie ſich auf dem Schlamm, der gerade an dieſer Stelle zäher als ſonſt in „Honigtöpfen" war, ganz gut zu behaupten. Inzwiſchen hatte die Flut ſie jedoch wieder eingeholt, aber die Bärin war weit davon entfernt, den ungleichen Kampf aufzugeben. Trotz ihren gewaltigen Kräften, die ſie in aufopferndſtem Kampfe anſpannte, war das Ende doch vorauszuſehen: In wenigen Minuten mußten die unheimlich heranziſchenden Fluten Mutter und Junges verſchlingen. Doch das wunderliche Spiel der Vorſehung — oder des Zufalls — der Wildnis kam ihnen zu Hilfe. Unter dem Strandgut der raſtloſen Fundy-Fluten kann man alles finden, was das Waſſer zu tragen vermag, von der Streichholzſchachtel bis zur großen Feldſcheuer. Und gerade jetzt tauchte ein großer Pechföhrenſtamm auf. Langſam, ſanft ſich heranwiegend, von kleinen Wellen beleckt, trieb er dicht vor der Naſe der Bärin vorüber, als ſie mit den Wogen kämpfte, die ihr ſchon über die Schultern ſpülten.

Wie der Blitz fuhr ihre Tatze empor, erfaßte ihn an einem Ende und ſchob es unter die Bruſt. Nun konnte ſie auch die andere Tatze befreien, und in wenig Sekunden ruhte ihr ganzes Vordergewicht auf dem Stamm. In dieſer Stellung gelang es der äußerſten Anſpannung ihrer Muskeln, auch die Hinterpranken dem tödlichen Griff des

Schlammes zu entziehen. Dann faßte sie ihr Junges, das keuchend neben ihr schwamm, mit dem Fang, glitt vorsichtig auf dem in dem Schlamm fest eingebetteten Stamm weiter nach vorn und setzte sich auf ihn nieder, um auszuruhen, indem sie das Junge mit einer ihrer großen Vorderbranten an sich gepreßt hielt.

Sie sammelte Kräfte. Durch die Gefahren der „Honigtöpfe" gründlich erschreckt, wollte sie sich nun lieber der Flut anvertrauen. So faßte sie schließlich das Junge wieder mit dem Fang im Genick und schwamm dem Ufer zu. Kräftiger Wellengang half ihr, sie schwamm sicher, wenn auch, von dem Gewicht des Jungen belastet, etwas mühsam.

Bald faßten ihre Hinterpranken Fuß auf festem Boden,

doch sie traute noch nicht recht und zog sie nervös in die Höhe. Wenige Sekunden später fühlte sie aber unzweifelhaft festen Halt und planschte eilig voran, ohne anzuhalten, das zappelnde Junge im Fang, bis sie endlich über den Wasserrand der Hochflut hinaus war.

Dann erst setzte sie es ab. Doch in ängstlicher Hast, den Strand zu verlassen und in die sichere Tiefe der grünen Wälder zurückzukehren, ließ sie das Junge nicht hinter sich her trotten, sondern stieß es vor sich her, so schnell es nur irgend laufen konnte, immer der Klippenschlucht entgegen. Erst im Schutz der zerklüfteten Hänge ließ ihre Eile nach und sie schritt langsamer, aber immer noch das Junge vor sich hertreibend.

Als das schlammige, müde, rührend aussehende Paar in verführerischer Nähe der Fichte vorüber kam, riß der Weidmann unwillkürlich seine Büchse hoch, errötend ließ er sie im nächsten Augenblick aber schon wieder sinken und spähte schnell um sich, ob auch niemand seine Bewegung bemerkt habe.

„Du hast dein Leben verdient" murmelte er und blickte lächelnd der tapferen Bärin und ihrem Jungen nach, bis sie an einer Biegung des Pfades hinter Felsgestein verschwunden waren.

Augen im Busch

Tief über der weiten, farblosen, nur leicht gekräuselten Wasserfläche flog ein großer, gespenstischgrauer Vogel mit schweren Schwingen gegen das Ufer. Das lag halb entschlummert in der Junisonne, flach, endlos wie das Meer, nur auf der rechten Seite wogten offene Grasflächen goldgrün gegen den Saum bewaldeter Hügel. Zwischen dem bleichen Wasserspiegel und der stillen Glut des Grases zog sich ein kupferrotes, schmales Band hindurch – weicher, von der Ebbe freigelegter Schlammboden. Gerade da, wo das Gras anfing, ragten die gebleichten Rippen eines alten Tierskeletts nackt aus der trockenen roten Schlammkruste empor. Irgend ein wütender Wirbel von Wind und Wellen hatte es vor langer Zeit angeschwemmt, und nun schien das schmiegsame Gras es barmherzig verhüllen zu wollen. Auf eine dieser bleichen Rippen ließ sich der große, graue Vogel nieder. Er schwankte einen Augenblick unsicher, wie im letzten Stadium der Erschöpfung, dann aber saß er unbeweglich, als sei er ein Teil des Gerippes selbst.

Eine gute Stunde rührte sich der graue Besucher nicht,

ob auch ein schimmerndes Pfauenauge mit leise fächelnden Flügeln vor ihm aufleuchtete oder gar eine von einem Wiesel gejagte, verzweifelte Maus dicht hinter ihm im Grase aufquiekte. Bienen und Fliegen erfüllten die Luft mit ihrem sanften einschläfernden Summen zwischen den im Grase verstreuten Kleeblüten, und der heiße Duft der wilden Pastinake schwelte über die Flächen wie unsichtbarer Weihrauch. Glasklar zitterte die stille Luft.

Da begann auf der anderen Seite des roten Bandes ein leises Schäumen und Gischten, das erste Sieden der zurückkehrenden Flut. Ein dicker, schwarzgelber Brummer schlug plötzlich mit lautem, verwunderten Gesumm blitzschnelle Kreise um das Skelett, mehr als einmal dicht an den Federn des bewegungslosen Fremdlings vorbei. Ein Schwarm Strandläufer stieß das Ufer entlang und ließ sich mit erregtem Getriller auf der Schlammkruste unterhalb des Skeletts nieder, ein grauweißes Geflimmer von auf und nieder wippenden Schwänzen.

Aber die große graue Eule bewegte nicht eine Feder. Eine ganze Stunde saß sie mit geschlossenen Augen im grellen Licht der Sonnenstrahlen, während das Leben langsam in ihre zähen, aber erschöpften Nerven zurückströmte. Ein Verirrter aus dem nordischen Polargebiet, war sie bei einem orkanartigen Sturm auf hohe See hinausgefegt worden. Auf einem kleinen Eisberg hatte sie Zuflucht gefunden und war auf ihm gen Süden getrieben, bis der Berg plötzlich in sich zusammenstürzte und sie wieder gezwungen war, den langen Flug nach Land aufzunehmen.

Mit Aufwendung ihrer letzten Kräfte hatte sie gerade noch das Ufer erreicht.

Endlich schlug sie ihre großen kugelrunden Augen auf, die wie zwei gelbe Glasscheiben flammten. Die Pupillen waren in dem grellen Licht bis zu stecknadelkopfgroßen Punkten zusammengeschrumpft. Wie aufgezogen drehte sie den runden, katzenartigen Kopf zwischen ihren Schultern und betrachtete die seltsame Umgebung. Ihre Zufluchtsstätte und die Schärfe des Sonnenlichts mißfielen ihr im höchsten Grade. Sie öffnete die weiten Schwingen und hüpfte in das Innere des Skeletts hinab, das zur Hälfte mit Schlamm und abgebröckelten Knochenresten angefüllt war. Hier gab es doch wenigstens einige schattige Fleckchen für die geblendeten Augen, trotzdem die Aussicht durch die Rippen nach allen Richtungen frei war.

Als die betäubende Erschöpfung einigermaßen gewichen war, wurde sich der graue Besucher seines nagenden Hungers bewußt. Er saß noch unbeweglich wie zuvor, jetzt aber mit jedem seiner Sinne auf der Lauer. Sein Gehör war so empfindlich, daß es unzählige, verräterische Laute erhaschte, wo das menschliche Ohr nur einschläfernde Stille empfunden hätte. Da war ein Rascheln, Huschen und Gequiek in den benachbarten Grasflächen, das auf reiche Bevölkerung von Mäusen und anderem Kleingetier schließen ließ. An einer Stelle reichte das Gras dicht bis an das Skelett und streckte seine Halme zwischen den Rippen hindurch. Dahin hüpfte der graue Besucher und

wartete hoffnungsvoll, wie eine Katze am Mauseloch. Kaum hatte er so wenige Minuten auf der Lauer gesessen, da spitzte auch schon eine fette Wasserratte mit listigen Aeuglein über das entgegengesetzte Ende des Skeletts und kam vorsichtig in das Innere gekrochen. Hier stipste sie mit der kleinen Nase hier und dort zwischen dem Unrat herum, nach schläfrigen Käfern schnüffelnd. So scharfsichtig sie sonst auch war, entging ihr doch die geisterhafte graue Gestalt, die wie ein Wachtposten steif aufgerichtet am Rande der Grasfläche saß. Der Besucher wartete ruhig, bis die Ratte in erreichbare Nähe kommen möchte, um sie sicher fassen zu können. Seine Sehnen spannten sich zu blitzartiger Bereitschaft. Da schoß ein pfeilartiges Etwas vom Himmel — ein erschreckter Quietsch und die Ratte lag bewegungslos unter den Krallen einer braungesprenkelten Sumpfweihe, die ihr Opfer sofort mit einer Hast zerriß, als sei ihr Frühstück von größter Eile.

Die flaumigen Schwingen des grauen Besuchers hoben sich. Ein sanfter, lautloser Schwung, so wie eine Feder im Windhauch sich erhebt, und ehe die mächtigen Krallen sich in Nacken und Rücken der Weihe schlagen konnten, flüchtete diese. Einen Moment schlugen die braungesprenkelten Flügel über den grauen, und dann setzte sich der Fremdling gierig zur ersten herzhaften Mahlzeit, die ihm seit vielen Tagen vergönnt war. Von der Wasserratte war nicht viel übrig, als er fertig war.

Er wetzte die schwarze Sichel seines Schnabels an einem

Klotz Treibholz, sah um sich und hob sich weich in die Lüfte. Er suchte nach einem dunkleren, abgeschlosseneren Platz als die Rippen des Skeletts, auf denen er den ersten Schlaf der Erschöpfung gehalten hatte. Am Fuße der Hügelkette zur Rechten bemerkte er hier und dort sumpfige, mit Schilf und dichtem Buschwerk bewachsene Stellen; dicht daneben ragte eine Gruppe von drei riesigen Wasserpappeln, deren Spitzen einen prächtigen Jagdstand für die Nacht geben würden. Augenblicklich brauchte er aber mehr Deckung vor dem grellen Sonnenlicht, um seiner ausgiebigen Mahlzeit noch eine Siesta anzuschließen. Dem huschenden Rascheln unsichtbarer Jäger unter ihm schenkte er kaum Beachtung, als er jetzt tief über den Grashalmen am Ufer entlang nach dem Sumpfstrich hinüberglitt und sich mitten ins Herz des belaubtesten Gebüschs warf. Ein halbverfaulter Baumstumpf bot ihm dicht über dem Boden einen einladenden Sitz und in einer halben Minute war er die festentschlummertste graue Eule des nördlichen Polarkreises.

Eine geraume Weile, und eine geschäftige, kleine Drossel mit roten Flügelfedern kam plötzlich in das Dickicht geplatzt, um nach schläfrigen Nachtfaltern zu jagen, die dort meist an der unteren Seite der Zweige zu sitzen pflegten. Sie kam auf einem Zweig zu sitzen, etwa einen halben Meter vom Kopf des grauen Besuchers entfernt und starrte neugierig auf die geisterhafte, bewegungslose Erscheinung hinüber. Und wie sie so guckte, öffneten sich plötzlich zwei riesige runde Augen ihr entgegen, grellgelb

und schrecklich. Erstarrt saß die Drossel eine Sekunde wie gebannt und stierte mitten in sie hinein, dann aber kehrten ihr die Sinne zurück, und sie fiel mit protestierendem Geschrei rücklings vom Stengel und flatterte entsetzt aus dem Schreckensbusch. Der graue Fremdling drehte langsam seinen Kopf, um zu sehen, ob da noch andere solcher Eindringlinge seien. Dann schlief er ruhig weiter. Etwa eine halbe Stunde später schob ein schwarzbrauner Nörz plötzlich seine spitze Nase durch das Dickicht. Die boshaften Lichter saßen dicht nebeneinander in dem dreieckigen Kopf und gaben ihm einen grausamen Ausdruck. Sie hatten sofort die schlafende Gestalt des grauen Besuchers entdeckt und glühten dunkel auf. Im ersten Augenblick wollte sich der Nörz sofort an des Schläfers Kehle stürzen; irgend etwas an der grauen Erscheinung ließ ihn aber zögern, so furchtlos und mit Lust er auch sonst mordete! Er hatte noch nie eine Eule dieser geisterhaften Farbe und dieser Größe gesehen. Sein langer, niedrig gebauter, geschmeidiger Körper glitt schlangenartig bis auf etwa zwei Fuß an den Schläfer heran. Hier zögerte er unsicher. Er glaubte sich lautlos wie ein Schatten bewegt zu haben, aber die Ohren der Eule waren ein Wunderwerk an Empfindlichkeit. Im tiefsten Schlaf hatte der graue Fremdling die Warnung vernommen und gerade, als der Nörz seine biegsamen Muskeln zum Sprunge spannte, öffneten sich vor ihm zwei riesige, bleichglänzende Scheiben mit einem so plötzlichen Licht, grell und hart, daß er unwillkürlich zurückschreckte.

Dem grauen Besucher fehlte es nicht an Witz, in der engschnäuzigen, langen, schwarzbraunen Kreatur mit den boshaften Lichtern sofort den Feind zu erkennen. Seine Schwingen breiteten sich, und er stieg wie von unten angehaucht empor, ließ sich plötzlich wieder sinken und hieb mit seinen messerscharfen Krallen nach unten. Im selben Moment aber sprang der Nörz, den elastischen Körper zu erstaunlicher Länge gedehnt, dem Angreifer an die Kehle. Doch Unwissenheit wurde sein Verderb! Er wußte nicht, daß die dicke Federdecke über Brust und Kehle in der verschwenderischen Daunenfülle einem Panzer gleichkam, den selbst so kühne Fänge wie die seinen nicht durchdringen konnten. Aber dennoch gelang es ihm, die darunterliegende Haut zu erreichen und blutig zu ritzen. Im selben Augenblick jedoch schlugen stahlharte Krallen sich unerbittlich um seine Kehle und seine schlanken Lenden. Das feurige Licht seines Gehirns zuckte noch einmal zu flammender Entrüstung empor gegen das unerbittliche Schicksal, dem er bisher stets entgangen war.

Der graue Besucher war inzwischen wieder hungrig geworden – eine Eule hat eine erstaunlich schnelle Verdauung – und hielt deshalb von dem Fleisch des Nörz eine Mahlzeit, trotzdem es so zäh, faserig und ranzig war, daß wenig andere Fleischfresser sich herbeigelassen hätten, es überhaupt zu berühren, sie seien denn von peinigendem Hunger getrieben. Dann sank er wieder in leichten Schlaf, denn er hatte viel nachzuholen und die schwelende Glut des Nachmittags lastete noch über See und Land.

Es war kurz nach Sonnenuntergang, die Glut war gebrochen, und über die weite Ebene spülten kühlend die ersten schwachen Wellen von Lilak und Amber. Die leise Berührung des Taus entlockte den Blüten neue Düfte und der Nachtfalke schmetterte hoch im Blaßgrün des weiten Himmelszeltes. Da erwachte der graue Besucher zu unternehmender Lebendigkeit. Er flutete aus seinem Versteck empor wie ein Geist, umkreiste zweimal die Stelle, und flog den hohen, einsamen Baumkronen zu, die er in früheren Stunden des Tages bemerkt hatte.

In einer der breiten Kronen entdeckte er zwischen gegabelten Aesten eine Ansammlung von ineinanderverflochtenen dürren Zweigen. Lautlos flog er bis zur äußersten Spitze des Baumes empor und ließ sich etwa zehn bis zwölf Fuß über der dunklen Plattform nieder. Die ganze weite Welt lag still und ruhig im schimmernden Zwielicht unter ihm. Und in der Absicht, verborgenes Jagdwild aufzuscheuchen, ließ er seinen unheimlichen dumpfen Schrei ertönen: U—h—u! Im selben Moment wurde es auf dem flachen Holzgeflecht lebendig, und ein kühnes Auge sah herausfordernd zu ihm in die Höhe. Nun erkannte er, daß das flache Holzgeflecht ein Nest war und daß ein riesiger Vogel mit erstaunlich langem Kopf und Schnabel darin saß.

Die große Eule hatte in ihrer nördlichen, verödeten Heimat keinen Rivalen unter dem Federvolk gehabt. Das saß ihr tief im Bewußtsein. Sogar die gefürchtete, braungesprenkelte Sperbereule, die von irgendwoher auf ihr

Opfer niederstieß, überstürzte sich bei ihrer Flucht vor dem unbestritten herrschenden Tyrannen der Polarlüfte. Es wäre ihm nie eingefallen, daß diese flachgebauten Nester irgendwie gefährlich sein könnten. In gleichgültiger Siegesgewißheit ließ er sich darauf niederfallen. Aber noch ehe er sich so weit genähert hatte, um zum Hieb ausholen zu können, hatte der Reiher seinen kleinen Kopf zwischen die Schultern gezogen und nur sein langer gerader Schnabel stand wie eine Lanze mit der Spitze direkt gegen den Feind gerichtet, zum Angriff bereit.

Der graue Besucher merkte wohl, welche Waffe ihm drohte und zögerte; im selben Augenblick entrollte sich der schlangenartige Hals des Reihers zu blitzartigem Stoß nach oben, als habe er einen Speer geschleudert. Es war ein Fehlschuß seitens des Reihers. Der Feind hatte die todbringende Waffe erkannt und sich prompt weiter emporgehoben. Gewarnt, aber nicht erschrocken, kreiste er langsam mehrere Minuten über dem Nest, näherte sich, entfernte sich, in genauester Erwägung des ungewöhnten Problems. Die ganze Zeit folgte ihm der Reiher mit gespannten Augen, den Kopf zwischen den Schultern und die Spitze seines langen lanzenartigen Schnabels drohend zum Angriff gezückt. Von welcher Seite sich die Eule auch nähern mochte, auf der federnden Spirale des Halses spielte der Kopf gewandt.

Blitzartig schoß die Eule zum Angriff nieder, der Schnabel des Reihers parierte den Stoß, verfing sich aber in den Flügelfedern und wurde von ihnen niedergerissen.

Mit rauhem „quah – ah – ah" suchte der Reiher sich verzweifelt zu einem erneuten Stoß freizumachen, schon aber schlossen sich die eisernen Krallen des Gegners ihm um die Kehle.

Einen Moment später streckte sich der Hals, und der kleine Kopf hing leblos über den Rand des Nestes. Aus dem beim Kampfe zerquetschten Eiern sickerte langsam der Saft durch das lose Geflecht des Nestes. Die große graue Eule riß gierig an dem köstlichsten Festmahl, das ihr je eine Jagd zur Beute gemacht hatte.

Aber die Natur kann Ahnungslose grausam überraschen. Der graue Besucher, in seiner Umgebung nicht zu Hause, hatte vergessen, die Rückkehr des Reihermännchens in Betracht zu ziehen. Er war so mit seiner Mahlzeit beschäftigt, daß er zunächst nicht einmal den schweren Flügelschlag bemerkte. Ueberrascht blickte er deshalb auf – der Schnabel tropfte, das runde, bleiche Gesicht war blutüberströmt – als ein zweiter großer Reiher sich plötzlich auf den Rand des Nestes niederließ. Sein Kopf saß zwischen den Schultern hinter der langen, gelben Lanze des Schnabels. Seine Augen glänzten hart wie Juwelen und trafen die des Mörders ohne jeden Ausdruck von Wut, Furcht oder Haß. Sie waren kalt wie die Diamant-Augen eines Götzen.

Der graue Besucher sprang in die Luft, um den Kampf unter vorteilhafteren Bedingungen zu eröffnen. Diesmal war es jedoch zu spät. Der Kopf des Reihers schoß auf ihn nieder, als wollte er einen Frosch speisen. Der Stoß

traf ihn mitten ins Flügelgelenk, zersplitterte es und machte ihn vollkommen flugunfähig. Mit wütendem Zischen stürzte er auf seinen stelzbeinigen Gegner und schlug verzweifelt mit seinen messerscharfen Krallen — in die Luft. Sein hängender Flügel hatte ihn seitwärts gerissen, so daß er sein Ziel verfehlte und vor die Füße des Reihers taumelte. Ehe er sich aufraffen konnte, stieß dieser mit voller Kraft seines mächtigen Halses noch einmal zu und gab ihm den Rest. Der graue Fremdling sank in ein Häufchen zusammen, die Schnabellanze mitten in der Kehle. Seine runden, gelben Augen öffneten und schlossen sich mehrmals, und sein Schnabel klapperte wie Kastagnetten. Dann lag er ganz still, während der Reiher zu seiner vollen Größe aufgerichtet am Rande seines verwüsteten Nestes stand und immer wieder nach der widerstandslosen, grauschattigen Federmasse stieß.

Brüder im Joch

Seite an Seite standen sie in der Dämmerung am Barren des Geheges, Star rechts, Buck links, so wie sie im Joch zu arbeiten gewöhnt waren und warteten. Kühl und würzig im ersten Tau lag hinter der Wiese der Erlensumpf, von dem das zarte Flöten einer Eremitendrossel herübertönte, der innigste und rührendste aller Vogelgesänge. Im bleichen Himmelsgewölbe, über dessen unergründliches Blaßgrün mit dünner violetter Tusche hingewischt schien, schmetterte langhintönend der Schrei eines Nachtfalken, als sei die Saite einer Harfe angeschlagen. Die dunklen Fichtenwälder jenseits der Scheune hauchten ihren aromatischen Balsam in die stille Abendluft, und irgendwo unter den Erlen quarrte ein Frosch. Einer der Stiere begann schließlich leise und ängstlich zu muhen und sofort stimmte sein Kamerad in die Klage ein, jedoch rauher, nachdrücklicher. Gerade vor ihnen, nur auf der anderen Seite der Hütte stand der bis zum Rand gefüllte Wassertrog. Die Tränkzeit war längst vorüber. Warum kam ihr Herr nicht wie sonst bei Sonnenunter-

gang und ließ den Barren herunter, damit sie zum Wasser konnten?

Es war ein prachtvolles Paar, diese beiden Stiere. Beide dunkelrot, tief und massig in den Schultern, mit kurzen geraden Hörnern und jeder mit einem blütenweißen Stern in der Mitte der breiten Stirn. Sie waren so vollkommen gleich in allen äußeren Einzelheiten, daß ein ungeübtes Auge sie nicht hätte unterscheiden können. Beide standen sie auch mit den geduldig gebeugten Nacken derer, die sich lange unter der Bürde des Jochs abgeplagt haben. Nur dem geschärften Auge des Tierkenners und -Psychologen war der Unterschied zwischen beiden sichtbar. Ein ungleiches Temperament leuchtete aus ihren großen dunklen Augen, und selbst die Geduld, die aus den geneigten Köpfen sprach, war im Ausdruck verschieden. Die Geduld Stars war eine zufriedene Resignation. Flüche, Schläge und Stöße mit dem Ochsenziemer nahm er als etwas Selbstverständliches hin und da er seines Herrn Liebling war, bekam er auch nicht mehr, als es beim Pflügen und Ziehen eben notwendig ist. Mit Buck dagegen stand es anders. Sein mürrischer, schneller Seitenblick ließ den Beobachter auf der Hut sein. Schläge empfing er nie ohne grollendes Schnauben und drohendes Schütteln seiner kurzen scharfen Hörner. Außerdem verstand er es, blitzschnell auszuschlagen, womit er mehr als einen Plagegeist Vorsicht gelehrt hatte. Bei allem Mißtrauen schätzte ihn doch sein Besitzer sehr hoch, denn er war klug, gut trainiert, ein gewaltiger Arbeiter und

schneller und unermüdlicher als sein Jochgenosse.

Zwischen den beiden großen roten Stieren bestand eine Zuneigung, wie man sie oft bei Tieren beobachten kann, die lange im gleichen Geschirr gearbeitet haben. Sie gewöhnen sich derart aneinander, daß eines ohne das andere ruhelos und unzufrieden ist. Auf Seiten Bucks war es aber noch mehr als das. Uebellaunig und instinktiv feindselig gegen jeden, ob Mensch oder Tier, war er seinem Jochgefährten gegenüber die aufrichtigste Ergebenheit selbst. Stundenlang konnte er ihm den Hals lecken, wäh-

rend dieſer in behaglicher Entgegennahme dieſer Zärtlichkeit wiederkäute.

Immer tiefer ſenkte ſich die Dämmerung über die einſame Lichtung. Der Nachtfalke, ein im blaſſen Himmelsraum auf und nieder ſtoßender Punkt, verſank in der Tiefe des Firmaments, nur ſein ſchmetternder Schrei ertönte von Zeit zu Zeit aus der Höhe. Das Flöten des Eremiten im Erlengeſtrüpp war verſtummt. Unheimlich geiſterte ein Eulenruf irgendwoher aus dem Tannenwald. Aber noch immer kam der Herr der Stiere nicht, um den Barren niederzulaſſen. Er lag tot neben dem murmelnden Forellenbach, eine Weile den kleinen Weg hinab, mit gebrochenem Genick, von einem fliegenden Aſt beim Baumfällen erſchlagen. Winſelnd ſtand ſein Hund über dem Lebloſen und kratzte und ſchnüffelte an dem Leichnam in grenzenloſer Verlaſſenheit.

Der kühle Hauch nahen Waſſers bereitete den beiden durſtigen Stieren unerträgliche Tantalusqualen. Buck, von Natur ohne ſonderlichen Reſpekt vor Grenzen oder Schranken, begann ungeduldig auf den Barren einzuhacken, während ihn Star in gelaſſener Bewunderung betrachtete. Aber der Schlagbaum war feſt und gut geſetzt und Buck merkte bald, daß nach dieſer Richtung nur wenig auszurichten war. Nach einer ſchwachen Stelle ſpürend, arbeitete er ſich bis zum erſten Feld des Geheges entlang. Es war die übliche, rohe „Schlange" der Anſiedler-Lichtungen, ein Zick-zack-Bau aus rohen Balken, an den Ecken durch gekreuzte Pfähle getragen. An einer

Stelle waren sie gebrochen und nur flüchtig ausgebessert. Der oberste Querbalken hob sich leicht unter dem ziellosen Angriff der Hörner Bucks, fiel aber sofort in die Gabel der gekreuzten Pfähle zurück, dem tastenden Tier hart auf die Nase schlagend.

Schon gereizt, fuhr der hitzige Stier sofort in die Höhe und rannte mit seiner massiven Stirn schwer gegen die Einzäunung an. Der eine der gekreuzten Pfähle, halb durchgefault, brach sofort, und die zwei obersten Querbalken stürzten dumpf zur Erde. In eifrigster Ausnützung dieses Anpralls warf Buck sein ganzes Gewicht vorwärts, rannte die übrigen Balken fast mühelos nieder und brach krachend und triumphierend in den Hof ein. Star, von dem unerhörten Wunder dieser Befreiung völlig konsterniert, glotzte zuerst einige Sekunden unentschlossen, folgte dann aber dem Gefährten durch die Oeffnung. Seite an Seite löschten die beiden ihren Durst, senkten ihre breiten Schnauzen in die Kühle des Trogs, hoben sie triefend wieder und bliesen die Tropfen wollüstig aus den Nüstern. Star fühlte nun den Drang, wieder auf die umhegte Weide zurückzukehren, wie er es gewöhnt war. Buck dagegen kannte keine solche Gewohnheit. Er war stets mehr oder weniger widerstrebend eingetrieben worden. Zum ersten Male, soweit er sich entsinnen konnte, trieb ihn heute niemand, und ein fremdes, ihm ganz neues Gefühl von Freiheit, gefallenen Schranken, erfüllte ihn. Sonst fiel um diese Zeit ein Lichtstrahl aus dem Fenster. Heute aber war es dunkel. Der ganze Platz schien leer, wunder-

lich leer. Nichts lag Buck ferner, als in das Gefängnis der Weide zurückzukehren, aus dem er soeben ausgebrochen war. So stand er mit erhobenem Haupt, als sei selbst die verdrießliche Erinnerung an das Joch von seinem Nacken geglitten.

Ein oder zwei Minuten stand er, die weiten Nüstern blähend, und trank in tiefen Zügen die kühle, starkduftende Luft. Es war dieselbe Luft, die er auf der anderen Seite des Geheges geatmet hatte, aber wie ganz anders schmeckte sie jetzt! Es war etwas in ihr, das ihn unwiderstehlich in die dunklen, unabgezäunten Tiefen des die Weide umgebenden Waldes zog. Seinen großen Kopf wendend, muhte er schmeichelnd seinem Gefährten zu, der neben der Oeffnung der Einzäunung stand und ihm in sanfter Frage nachglotzte. Dann setzte er sich plötzlich in munterem Schritt auf dem schattigen, blassen Band des Weges in Bewegung.

Star schien mit sich zu kämpfen. Sollte er zu der heimischen, bequemen Weide zurückkehren oder seinem Jochgefährten folgen? Der stärkere Trieb siegte! Mit einigem Zögern und in dumpfer Verwunderung schwang er sich herum und eilte Buck nach. Seite an Seite, wie im Joch, wenngleich mit leichteren Schritten bogen sie von der tiefgefurchten Fahrstraße nach einer bemoosten alten Schneise ab, die in das schwälende Dunkel des Waldes führte.

Ein sicherer Instinkt leitete Buck in gerader Linie von den Ansiedlungen mitten in das Herz der Wildnis. Nach einer Stunde trat der Weg aus dem dichten Wald hinaus

auf eine wilde Wiese, durch die ein seichter Bach sanft dahinmurmelte. Hier grasten die beiden Gefährten eine Weile, bauchtief im blumendurchsäten Gras, während die Fledermäuse in taumelndem Zickzackflug um sie schwirrten. Von Zeit zu Zeit drang der monotone Ruf und Gegenruf der Ziegenmelker aus der Ferne zu ihnen.

Seite an Seite legten sie sich in einer Ecke der Lichtung nahe dem dichten Gestrüpp, das den Wald umsäumte, nieder, um wiederzukäuen und zu schlafen, gleichsam umhüllt von dem scharfen Duft der durch ihre riesigen Leiber niedergedrückten Stengel der wilden Pastinake. An Vorsicht nicht gewohnt, waren weder ihre Augen noch ihre Ohren auf der Hut. Hinter ihnen, kaum zwölf Schritt entfernt, schlich ein Luchs und funkelte die Eindringlinge in sein Jagdrevier mit verschlagenen, mondblassen Lichtern rachsüchtig an. Die Stiere schenkten dem scharrenden Laut seiner Krallen, wie er mit mächtigem Satz zwischen den Aesten einer Birke in Späherstellung ging, nicht die geringste Aufmerksamkeit. Was hätte ihnen auch ein Luchs anderes als Gegenstand gelassener Neugierde sein können! Sie kannten diesen gefährlichen Räuber nicht und selbst die Nähe eines Panters würde sie wenig beunruhigt haben. Den Rücken gegen den Wald lagen sie, sahen im tiefsten Frieden ins Weite hinaus und käuten träge, von Zeit zu Zeit die breiten Flanken in tiefen, behaglichen Atemzügen blähend. Nur einmal öffnete Buck seine halbgeschlossenen Augen und schnaubte mißbilligend, als dicht vor seiner Schnauze der kurze helle Todesschrei

eines Kaninchens ertönte, dem ein Wiesel die Kehle zerriß. Star schenkte der kleinen Tragödie überhaupt keine Aufmerksamkeit. Er war ganz in die Wollust der Ruhe, des Wiederkäuens versunken.

Etwas später tauchte ein herumstreifender Fuchs auf, nicht wenig erstaunt, das Paar so fern von der Weide zu finden. Auf seinen Jagdzügen hatte er sie oft schon beobachtet. Gewohnt, sie stets in der Nähe ihres Herrn zu sehen, gegen dessen Büchse er eine tiefe Abneigung empfand, glitt er unverweilt wieder in Deckung zurück, umschlich vorsichtig die ganze Lichtung, bis er die beruhigende Sicherheit gewann, daß die Stiere allein waren. Dann kehrte er zurück und setzte sich auf seine Rute mit Bedacht dicht vor sie hin, den Kopf auf die Seite geneigt, als wolle er sie einladen, ihre Gegenwart zu erklären.

Star erwiderte sein Gaffen mit ruhiger Gelassenheit, Buck dagegen fühlte sich belästigt. In seinen Augen war der Fuchs ein spitzschnäuziger Hund mit buschigem Schwanz und aufdringlichem Geruch. Er haßte alle Hunde, besonders aber die kleinen Kläffer, die ihm so geschickt nach den Beinen fuhren. Mit ärgerlichem Schnaufen erhob er sich und stürmte mit vorgeneigtem Kopf auf den Zudringling ein. Der Fuchs, ohne seiner Würde das geringste zu vergeben, wich mit eleganter Leichtigkeit nach allen Seiten aus, bis der Stier des unnützen Jagens müde wurde. Als der Fuchs außerdem weder kläffte noch Anstalten machte, ihm nach den Beinen zu schnappen, schwand schließlich Bucks Zorn. Er kehrte

an seines Genossen Seite zurück und legte sich wieder nieder. Der Fuchs hatte seine Neugierde befriedigt und trottete ab.

Im ersten geheimnisvoll glasigen Grau der Morgendämmerung, während sich zarte Dunstbüschel noch zwischen den Grasspitzen kräuselten, erhoben sich die beiden Wanderer und zogen grasend weiter. Star fühlte zwar Sehnsucht nach den alten Weideplätzen und hätte gern den Weg heimwärts eingeschlagen. Buck jedoch wollte nichts davon wissen.

An diesem Tag drang das Paar immer tiefer in die Wildnis vor. Buck immer begierig, Unbekanntes zu erforschen, Star stets zögernd und unsicher. Wie gewöhnlich beherrschte auch hier der Entschlossene den Wankelmütigen, und Bucks Abenteurergeist setzte sich durch.

Es war ein rauhes, aber in diesem fruchtbaren Spätjuni gastfreundliches Land, durch das die Stiere vertrauensselig ihres Weges wanderten.

Durch das gigantische Gewirr des Hochwaldes und wilde Wiesen, an schäumenden Strömen und einsamen kleinen, von Granitgestein umgebenen Seen vorüber, zogen sie und überquerten weite Heidestrecken, die in der brütenden Sonne kochten. Futter und Trank gab es reichlich, und wenn Fliegen und Hitze lästig wurden, wälzten sie sich in den kühlen, gelbbraunen Pfuhlen. Sogar Star begann, seine heimatliche Weide zu vergessen und sich mit der Freiheit abzufinden, nach der ihn nie verlangt hatte.

Wie weit den unbändigen Buck der Drang seines wilden

Herzens geführt haben würde, ist kaum zu ermessen. Aber ohne es zu ahnen, hatte er die alte, grausame Sphinx der Wildnis herausgefordert und plötzlich, ohne sein Zutun, war die Herausforderung angenommen.

Am dritten Tage der Wanderung kam das Paar an einen Fluß, so tief und breit, daß selbst Buck nicht wagte, ihn zu durchqueren. Die Ufer waren felsig, klippensteil und von vielen Ausbuchtungen und Mündungen zerschnitten. Buck wandte sich nach Norden und zog stromaufwärts, manchmal nahe am Rande, manchmal weiter landein, wo es gerade am bequemsten war oder die saftigsten Grasbüschel lockten. Unermüdlich suchte er nach einem Uebergang, denn sein Instinkt trieb ihn, jedes Hindernis zu überwinden. Der Weg nach Westen schien gesperrt — und so wollte er gerade nach Westen vordringen!

Es war spät am Nachmittag, als sie plötzlich aus dichtem Gebüsch auf eine grasbedeckte Lichtung hinaustraten und einen jungen Bären überraschten, der einen großen gelben Pilz zwischen den Branten hielt und damit sein Spiel trieb, eifrig und doch voller Behutsamkeit, wie ein Kätzchen. Für Buck war natürlich das spielende Junge nichts als einer seiner Quälgeister, ein Hund, der ihm aller Voraussicht gleich an die Beine fahren würde. So ging er mit mißbilligendem Schnaufen zum Angriff vor. Der drohende Ton ließ das Junge erstaunt aufsehen. Als es aber die schreckliche rote Riesenmasse gewahrte, die durch das Gras heranstürzte, stieß es ein Schreckensschnaufen aus und floh einem schützenden Baum zu. Doch noch zu

jung und unbehende war es schon überrumpelt, ehe es Deckung erreicht hatte. Bucks felsenharte Stirn prallte gegen seine Flanken, Rippen und Beckenknochen krachten brechend. Ein Todesbrüllen; das Leben war aus ihm herausgequetscht.

Verblüfft über den leichten Erfolg – den ersten dieser Art, den er je gehabt hatte –, aber vom Siege berauscht, beäugte der große rote Stier das Opfer, während sein Schwanz triumphierend die Weichen peitschte. Dann nahm er den kleinen schwarzen Körper auf die Hörner, schleuderte ihn hoch in die Luft und trampelte ihn dann schnaubend unter die Hufe. Es war eine blutige Rache, die er an allem kläffenden Hundevieh übte, das ihn so oft gereizt, aber ihm immer entgangen war. In diesem Moment fing er mit einem Seitenblick eine schwarze Gestalt auf, die voller Ungestüm herannahte. Es war die Bärenmutter, eine Riesin ihrer Art, die der Todesschrei ihres Jungen herbeigerufen.

Mit erstaunlicher Geschicklichkeit riß sich Buck herum, um den Angriff zu parieren. Doch es gelang ihm nicht. Ein Brantenhieb nach seinem Genick, der es unzweifelhaft gebrochen hätte, ging zwar fehl, doch die langen, stahlharten Klauen trafen den Schädel und rissen die linke Seite buchstäblich bis zu den weißen Knochen auf, das Auge vollständig vernichtend. In derselben Sekunde stürzte Buck aber auch schon nach vorn und trieb ein kurzes rächendes Horn tief in die Brust der Bärin und schleuderte sie auf ihre Hinterbeine zurück. So gräßlich seine

eigene Verletzung war, so gab ihm doch dieser glücklich geführte Stoß den augenblicklichen Vorteil. Aber kampfesungeübt verstand er ihn nicht auszunutzen. Er zog sich zurück, um noch einmal auszuholen, stampfte den Boden, brüllte und schüttelte seinen schrecklich verwundeten Kopf.

Der tiefen Wunde nicht achtend, hatte die Mutter sich ihrem Jungen zugewandt und beschnüffelte den kleinen Körper. Es war tot, das sah sie sofort und wie ein Blitz fuhr sie herum, um sich erneut auf den Mörder zu stürzen. Durch ihre Wendung war sie auf Bucks erblindete Seite geraten. So konnte sie seinem Angriff mit Leichtigkeit entgehen. Zum zweiten Male hob sie die Brante! Ein enormes Gewicht krachte auf Bucks Genick nieder, gerade hinter den Ohren, und die helle grüne Welt versank ihm in finstere Nacht. Mit entsetzlichem Gebrüll brach er schwer in die Knie, stürzte vornüber auf die Schnauze. Noch einmal schlug die Bärin zu, zog ihm mit der anderen Tatze die Gurgel heraus und zerfleischte sie in stiller Raserei, als er auf die Seite rollte.

Star, stets schwerfällig in Auffassung und Entschluß, hatte mit entsetzten Augen dem Kampfe zugesehen, unfähig, in die Situation einzugreifen, wenngleich auch eine seltsame Hitze seine Adern spannte. Als er aber seinen Jochbruder vornüberstürzen sah, als er den gräßlichen Angstschrei seines Gefährten hörte, da fand das unbekannte Feuer seinen Weg zum Gehirn. Es wurde ihm rot vor den Augen, und mit einer Geschwindigkeit, die

diejenige Bucks weit übertraf, stürzte er sich in den Kampf. Die Bärin, ganz in den Rausch ihrer Rache untergetaucht, wurde vollständig überrumpelt. Stars Anprall traf sie wie ein zu Tal rollender Felsblock in die Flanken, warf sie hintenüber und zermalmte sie. Der große rote Stier entwickelte in seiner Wut eine Kampfesgeschicklichkeit ohnegleichen. Er drehte seinen Kopf und grub sein Horn tief in den Bauch des Gegners, riß und zerrte mit der Zerstörungswut eines wilden Rhinozeros. Konvulsivisch schlossen sich die Vorderbranten der Bärin um seinen Kopf und seine Schultern, lösten sich aber sofort wieder und fielen schlapp zurück, als das pflügende Horn das Herz erreichte. Dann erst ließ Star von ihr ab, stand und schüttelte seinen Kopf, um das Blut aus den Augen zu schleudern.

Zwei Tage und zwei Nächte stand Star über dem Körper seines toten Jochbruders und verließ seinen Posten nur in langen Abständen und nur wenige Schritt und wenige Minuten, um ein Maul voll Gras zu nehmen und sich an dem kalten Strom zu tränken, der am Rande der verhängnisvollen Lichtung vorüberfloß. Am dritten Tage kamen zwei Waldleute in einem Boote den Fluß herab, nicht wenig erstaunt, das Muhen eines Stieres an diesem verlassenen Ort, fern der verlorensten Siedelung, zu hören. Sie kamen ans Ufer und forschten nach.

Verwundert betrachteten sie die Szene, die sich ihnen auf der sonnigen kleinen Waldwiese bot. Eingeweiht in die Mysterien der Wildnis kamen sie bald zu dem richtigen Schluß.

„Hier ist reiner Tisch gemacht", sagte schließlich der eine. „Hätt's gern gesehen!" der andere. Der große rote Stier mit dem blutbesudelten Kopf war viel zu kostbar, als daß man ihn hier zurücklassen durfte. Sie beschlossen, der eine solle ihn am Ufer entlang treiben, während der andere langsam mit dem Boote folgte.

Zuerst widersetzte sich Star störrisch dem Versuch, ihn von dem toten Jochgefährten zu trennen. Der Trapper war aber im Winter ein Fuhrmann, und was er vom Viehtreiben nicht verstand, war sicher nicht wissenswert. Er schnitt sich einen langen weißen Stock wie einen Ochsenziemer, stellte sich an Stars Seite, gab ihm einen festen Stoß in die Flanke und schrie voll Autorität: „Hei! Bright!" „Bright" war nun zwar nicht sein Name, aber Star glaubte doch bei dem bekannten Zuruf sofort den ihm gewohnten Druck des Jochs auf seinem Nacken zu fühlen. Er schwenkte gehorsam zur Linken, senkte den Kopf, warf sein Gewicht nach vorn, als ob er ziehen wolle und setzte sich in Bewegung, wie sein Herr es befahl.

Und nach und nach, wie er so schritt, gelenkt von dem scharfen „Ho" oder „Hei", und der Ochsenziemer dunkle Erinnerungen weckte, fing sein Kummer um den gefallenen Jochkameraden an abzustumpfen.

Es war doch tröstlich, wieder gelenkt zu werden, und von der Freiheit, die sich als so unruhevoll und schrecklich erwiesen hatte, wieder in die Abhängigkeit zurückzukehren.

Der Vielfraß im großen Schnee

Nordwärts, in unabsehbare Ferne unter grauweißem trostlosem Himmel dehnte sich die weite öde Schneefläche: kein Baum, kein Strauch, weder Fels noch Hügel bis zur scharfen dunklen Linie des Horizontes. Nur im Süden der Ebene standen dicht gedrängt die Baumreihen eines alten Gehölzes. Ein grünschwarzes Heer von Tannen, auf deren Zweigen dicke Schneemassen lasteten. Unendlich hilflos und dennoch in gleichsam grimmig starrer Geschlossenheit waren in kurzen Abständen spitzgipflige Vorposten in die kalthauchende Unendlichkeit der Ebene vorgeschoben, zwischen denen langgestreckte, blütenweiße Schneeteppiche wie feierlich stille Chorgänge sanft ansteigend in das Herz des Waldes hinaufführten.

Einen dieser bleichen stillen Gänge kam eben in der Sorglosigkeit echter Kraftnaturen eine dunkle untersetzte Gestalt herunter, die runde Schnauze dicht über dem Schnee, angespannt mit leuchtend grellen Lichtern nach einer Wildspur spähend. Kleiner als Wolf oder Luchs trug dieses Tier dennoch in jeder seiner Bewegungen den Stempel des Machtbewußtseins: Wer wagt es, mich anzugreifen!

Und wahrlich, jedes Geschöpf der Wildnis kannte sein grausames, ungezügeltes Temperament, seine Stärke, die sich mit der eines dreimal größeren Gegners messen konnte, und seine List, die es dem Fuchs überlegen machte. Es war nicht ganz drei Fuß lang, dieses dunkle, furchterregende Tier und von eigentümlich massigem Bau. Wie ein Bär schritt es plattfüßig voran und auch in der Schwere des Ganges war es dem Bären ähnlich. Das harte, lange Haar seines Pelzes, der struppig zu beiden Flanken herabhing, zeigte eine schmutzig graubraune Farbe, nur über die Hinterschenkel lief ein gelber, scharf abgesetzter Streifen. Die mächtigen mit starken Krallen bewaffneten Branten waren schwarz. Schwarz war auch die kurze, kräftige Schnauze bis zur Stirn, über die dichte Zotteln herabhingen. Aus tiefliegenden Höhlen glühten die Seher in einem erschreckendem Gemisch von boshafter Schlauheit und unversöhnlicher Raubgier. In seiner zurückgehaltenen, herrischen Kraft schlummerte der zügellose Ausbruch ungezähmter Wildheit. Das seltsame Tier schien wie eine Verkörperung des Geistes des strengen, wilden Nordens. Die Jäger nennen es „Vielfraß", abgeleitet von Fjellfräß (Felsenkatze), manchmal „Carcajou", meistens aber „Freßsack" oder „Indianerteufel". Sein amerikanischer Name ist „Volverene".

In dem Todesschweigen der Einöde nahm das Carcajou — es war ein Weibchen — gemächlich seinen Weg. Plötzlich, gerade am Rande des Waldes, stieß sie auf die frische Spur eines Luchses. Dem Abdruck der Tatzen nach mußte

es ein rieſiges Tier ſein. Das Carcajou hielt inne und witterte, ohne die geringſte Furcht zu verraten. Dann machte es ſich an die Verfolgung.

Im Dunkel der Tannen untertauchend folgte es der Spur, die über ein ſchneebedecktes Trümmerfeld von Felsblöcken und ineinander und kreuz und quer geſtürzter Baumrieſen führte. Da plötzlich war die weiße, gleichmäßige Schneedecke zertreten und zerkratzt. Die Seher des Carcajou funkelten gierig. Rote Spritzer hier und dort gaben ihm die Gewißheit, daß der Luchs die Ueberreſte einer Jagdbeute für eine ſpätere Mahlzeit hier verſcharrt hatte.

Und wo der Schatz verborgen war, das hatte ſcharfer Geruchsſinn bald herausgefunden. Gierig fiel das Carcajou über die Stelle her und ſeine kurzen, mächtigen Vordertatzen gruben und ſcharrten in blutdurſtiger Haſt, bis von dem ganzen Tier ſchließlich nur noch die ſchmutzig braune Schwanzſpitze zu ſehen war, ſo vorſorglich tief hatte der Luchs in Anbetracht der mageren Jahreszeit die Ueberreſte ſeiner Mahlzeit verſteckt. Mit gewaltiger Anſpannung arbeitet das Carcajou — was aber war endlich der Mühe Preis? Das armſelige Hinterläufchen eines jungen Waldfuchſes!

Aergerlich zog das Carcajou den kleinen Biſſen hervor und hatte ihn im Umſehen verſchlungen, kaum daß der zarte Knochen zwiſchen ſeinen mächtigen Kinnladen knirſchte. Dann ſchleckte es ſich um die Schnauze, fuhr ſich mit ſeinen ſchwarzen Branten wie eine Katze vom

Gehör nach der Nase und verließ die Spur des Luchses, um tiefer in die stille Dunkelheit des Waldes vorzudringen. Verschiedene Hasenspuren kreuzten seinen Weg. Hier und dort spürte sich das Geläuf eines Schneehuhnes oder zeigte sich die Kette von kleinen Tüpfelchen, die den Weg des Wiesels verraten. Ein einziger Blick oder flüchtiges Wittern genügte, um das Carcajou zu überzeugen, daß all diese Spuren alt waren, es schenkte ihnen deshalb keine weitere Beachtung. Eine Viertelmeile war es wohl so gewandert, als es plötzlich stutzte.

Eine Schneeschuhspur! Die einzige unter all den vielen den Schnee durchkreuzenden, die es einen Moment verwirrte. Scharf blickte das Carcajou um sich, spähte unter die Bäume und, auf den Hinterkeulen sitzend, schnüffelte es in die Luft nach den leisesten Anzeichen von Gefahr. Dann untersuchte es die Spur. Der Menschgeruch war stark und verhältnismäßig frisch, wenngleich auch nicht bedrohlich.

Infolge der ungeheuren Ausdehnung seines Jagdgebietes war dem Carcajou bisher entgangen, daß ein Mensch in seinen Bereich getreten war. Wie es aus Erfahrung wußte, konnte das nur ein Jäger oder Fallensteller sein, dessen Flinte es wohl fürchtete, dessen Fallen jedoch in seiner besonderen Gunst standen, denn sie hatten ihm oft schon reiche Beute geliefert. So folgte es denn in erregter Erwartung der Spur.

Nach kurzer Wanderung kam es an eine Stelle, wo der Schnee zertreten war und kleine Stücke gefrorenen Fisches

verstreut lagen. Vorsichtig zog das Carcajou immer engere Kreise, schleckte hier und dort nach erreichbaren kleinen Bissen und verschlang sie. Mehr nach der Mitte zu lag ein Stück verführerischsten Umfangs, doch das Carcajou ahnte in listiger Schlauheit, daß gerade da, wahrscheinlich dicht daneben, eine Falle sein würde. Vorsichtig pirschte es sich heran, die Nase dicht über dem Schnee. Plötzlich stand es still. Ein Gemisch von Eisen- und Menschgeruch und dem Duft getrockneten Fisches war durch den Schnee deutlich zu ihm gedrungen. Nur ein wenig schob es den Schnee nach beiden Seiten und legte wirklich eine leichte Kette frei. Dieser folgend, kam es bald an die Falle selbst, die es vorsichtig aufdeckte. Dann verzehrte es sorglos das große, dort niedergelegte Stück Fisch. Doch weder seine Neugier noch sein Hunger waren befriedigt, und es nahm die Spur von neuem auf.

Die nächste Falle, zu der das Carcajou kam, war am Ende einer künstlich konstruierten Allee aus Tannenzweigen angebracht. Es war eine Schlinge, hinter der eine Drahtschleife hing, die kaum anders als durch die Schlinge zu erreichen war. Diese Schleife, zur Befestigung des Köders bestimmt, war jedoch leer. Das Carcajou bemerkte, daß schon jemand vor ihm dagewesen sein mußte, der ihm an Schlauheit nichts nachgab. Der Fuchs! Das Carcajou sah genau seine Spur, er hatte die Allee von außen sorgfältig abgeprüft, dann war er hinter der Schlinge durchgebrochen und hatte sich den Bissen geholt. Verächtlich wandte das Carcajou sich ab und schritt

weiter. Auf Dinge, die es nicht ganz verstand, wie diese Schlingen, ließ es sich in kluger Vorsicht gar nicht ein. Wieder nach einer dreiviertel Meile kam es an eine dritte Falle; hier lagen die Dinge anders und interessanter. Gemächlich zog das Carcajou um einen großen schneeüberhangenen Felsblock herum, als plötzlich heftiges Knurren und metallisches Rasseln ihm entgegenschlug. Blitzschnell zuckte es zurück, unmittelbar ehe die Klauen eines mächtigen Luchses vor ihm dumpf auf dem Schnee niederschmetterten. Der Luchs war in die Falle gegangen. Die stählernen Fänge hielten seinen linken Vorderlauf mit unerbittlichem Griff. Als er den fremden Räuber heranschleichen hörte, war er, blind vor Wut und Schmerz, zum Angriff gesprungen, ehe er nur überhaupt gesehen hatte, wessen Art der Ankömmling war.

Langsam schleichend kreiste das Carcajou in wohlabgemessenem Abstand um den wutfauchenden Gefangenen, der jeden Moment vergeblich in behinderten Sprüngen gegen es anstürmte. Wenngleich das Carcajou dem Luchs an Kraft überlegen war, so war es doch kleiner als er und zu einem Kampfe weniger mörderisch ausgerüstet. Unnötigerweise würde es sich deshalb nie den tiefpflügenden Krallenschlägen des Luchses ausgesetzt haben, es sei denn in der Verteidigung seines Baues oder seiner Brut. Unermüdlich schlich es leise, langsam immer im Kreise um den wilderregten Gefangenen herum, ließ ihn ruhig in wildem, unnützem Toben seine Kraft vergeuden und wartete auf den geeigneten Moment, ihn tödlich fassen zu

können. Plötzlich flutete ein langgezogener Laut durch die stille Luft, der sie beide erstarren ließ. Es war ein gedehnter, dünner, schwingender Schrei, der mit unbeschreiblich melancholischer Kadenz erstarb. Der Luchs hatte sich zusammengekauert, die Lichter entsetzt weit aufgerissen, gespannt in die Ferne lauschend. Auch das Carcajou lauschte unbeweglich, wenngleich nicht erschrocken. Es hatte sich aufgerichtet, all seine Sinne auf die Deutung dieses mysteriösen Lautes gespannt. Wieder und wieder tönte es schauerlich herüber, kam näher und näher und zerbrach endlich in vielstimmigem Geheul.

Mit verzweifeltem, konvulsivischem Ruck versuchte der Luchs, das eingeklemmte Glied freizumachen, erkannte jedoch die Unabänderlichkeit seines Geschicks. Ein Todesschauer durchbebte seinen Leib, als er sich mit drohender Gebärde niederkauerte. Seine buschigen Gehöre waren zurückgelegt, ein grünliches Flackern zuckte in den Lichtern. Fänge und Krallen waren zum letzten Kampf entblößt. Das Carcajou stand mit vor Wut über die voraussichtliche Vereitelung seiner Jagd gesträubtem Pelz. Es wußte jetzt, woher der Laut kam, und daß die Wölfe nicht ihnen auf der Spur waren. Wahrscheinlich würde die Rotte an ihnen vorüberstreichen und sie gar nicht entdecken.

Die Lauscher sollten nicht lange im Ungewissen bleiben! Die Wölfe waren einem Elch auf der Spur, das sich in einer Entfernung von etwa vierzig bis fünfzig Meter mühselig durch den hohen Schnee vorangearbeitet hatte. In eng geschlossener Reihe kamen fünf Wölfe aus den

dunklen, hohen Tannenstämmen herausgefegt, sahen nicht rechts noch links, jagten vor wütendem Hunger blind der frischen Fährte nach. Schon begann der Luchs wieder Herz zu fassen — als ihn der Anführer des Rudels noch eben mit einem Seitenblick entdeckte. Mit exaltiertem Geheul wandte er sich noch im Sprunge, und das ganze Rudel fegte auf den Gefangenen hinab. Das Carcajou, fauchend vor Empörung, flüchtete auf den nächsten Baum. Der Luchs war kein Opfer, das sich ohne weiteres der Uebermacht ergab. Fänge und Klauen gezückt, warf er sich dem Ansturm der Rotte entgegen und trotz der schmerzvollen Behinderung durch das Fangeisen, rechnete er kräftig ab. Die Wölfe und ihre Beute waren mehrere Minuten ein einziger keifender, bellender Haufen. Als sie sich endlich auseinanderfanden, waren drei der Wölfe schrecklich zugerichtet. Trotzdem war in wenigen Minuten nichts weiter von dem unglücklichen Luchs übrig als das Fetzchen Pelz und Fleisch, das in den Zähnen der Falle saß und wenige starke Knochen.

Als das Carcajou sah, wie die Mahlzeit, auf die es gehofft, vor seinen Augen nach und nach verschwand, lief es erregt am Baumstamm hinab, als wolle es sich auf das bankettierende Rudel stürzen. Schon aber war es vom Leitwolf entdeckt, der nach ihm am Baumstamm, so hoch er nur konnte, in die Höhe sprang. Das Carcajou, noch außer dem Bereich der fletschenden blutigen Fänge, schnappte seinerseits nach dem Gegner, giftig knurrend und versuchte, dessen Nasenspitze zu fassen. Als das nicht

gelang, schlug es blitzartig mit seiner mächtigen Branke nach ihm, und traf seine Schnauze so derb, daß er aufheulend zurückfiel. Im nächsten Moment war die ganze Rotte verschwunden; noch unbefriedigten Hungers, fegte sie der Spur des Elchs nach.

Das Carcajou sprang von seinem Baum hinab, beschnüffelte ärgerlich die abgenagten Knochen und eilte dann den Wölfen nach.

Inzwischen war der Schneeschuhjäger einen weiten Kreis gelaufen, der die Fallenreihe in der Nähe seiner Hütte wieder schloß. Plötzlich stand er dem fliehenden Elch gegenüber. Das große Tier war vollkommen erschöpft. Als es plötzlich auch noch des Menschen ansichtig wurde, der noch fürchterlicher war als die Verfolger hinter ihm, riß es sich verzweifelt herum und stürzte seitlich durch die Tannen davon. Doch der Fallensteller, von seinen Schneeschuhen schnell getragen, hatte es im selben Moment schon überholt, schoß es nieder und stieß ihm das gezückte lange Jagdmesser durch die schweratmende Kehle. Mit einem Schauder verendete das riesige Tier auf dem rotbesudelten Schnee.

Der Jäger wußte wohl, daß ein derart gejagter Elch Feinde auf der Fährte gehabt haben mußte. Es konnten nur Wölfe oder ein anderer Jäger sein. Im Umkreis von zwanzig Meilen war kein anderer Jäger zu finden, also waren es Wölfe! Und er hatte nur sein Jagdmesser und seine leichte Axt bei sich! Ohne Flinte aber war es

gefährlich, ein Rudel Wölfe seiner Beute zu berauben. Das frische Elchwildbret wollte er sich trotzdem nicht entgehen lassen, und schnell und geschickt löste er die besten Teile aus Keulen und Lende. Er war eben an die Arbeit gegangen, als das Geheul der Wölfe schon zu ihm herübertönte. Er arbeitete in wilder Hast und verwahrte eilig das Wildbret. Dann trugen ihn seine Schneeschuhe in der Richtung seiner Hütte davon. Nach etwa hundert Metern jedoch hielt er an und trat in das Gestrüpp zu Füßen einer riesigen Schierlingstanne, um nach den Wölfen auszuspähen. Er sah das Rudel gerade auf den Körper des Elches zufegen. Plötzlich jedoch, nur wenige Schritt vor der Beute, hielten sie kurz an und zogen sich mit argwöhnischem Geknurr zurück. Sie hatten die Spuren und den Geruch des Menschen, ihres ärgsten Feindes, bemerkt. Außerdem war sein Handwerk — das glatte Ausschneiden des Fleisches — deutlich sichtbar. Ihr erster Impuls war: Vorsicht! Eine Falle vermutend, umkreisten sie den Körper, behutsam forschend. Als sie sich aber von der Gefahrlosigkeit überzeugt hatten, fielen sie in wütender Gier über die Reste des Körpers her.

Während der Fallensteller die Rotte von seinem Versteck aus beobachtete, bemerkte er plötzlich, daß sich in den Zweigen einer Tanne, unweit der Rotte, etwas bewegte, und bald konnten seine geübten Augen die gedrungene Gestalt eines großen Carcajous erkennen, das von Baum zu Baum sprang in der Absicht, zu den Wölfen zu gelangen. Was ein Carcajou trotz aller List gegen fünf

Wölfe auszurichten sich erhoffte, war dem Fallensteller unbegreiflich.

Vorsichtig lief es von Baum zu Baum, bis es schließlich einen erreicht hatte, dessen tiefere Zweige sich direkt über den Kadaver des Elen neigten. Zwischen diesen kroch es vorwärts und äugte boshaft auf seine Feinde hinab.

Endlich wollten die Wölfe davonlaufen, da stutzten sie plötzlich, sie witterten den gehaßten Vielfraß. Sie sammelten sich im Kreise um den Baum und fletschten — jedoch aus sicherer Entfernung — die Fänge nach dem Feinde. Sie schienen vorbereitet, bis in alle Ewigkeit zu stehen, um das Carcajou auszuhungern, oder es zu einem Ausfall zu veranlassen. Als das Carcajou sich dessen bewußt wurde, drehte es dem Wolfsgesindel den Rücken, kletterte den Baum hinauf, um es sich in einem behaglichen Eckchen bequem zu machen. Es wußte, daß es trotz seines Hungers aus diesem Kampfe doch als Sieger hervorgehen würde.

Von diesem Tage an nährten die Wölfe unermüdlichen Groll gegen das Carcajou und vergeudeten manche kostbare Stunde, um seiner habhaft zu werden. Die Wölfe haben ein gutes Gedächtnis, und die erklärte Fehde verlor nicht an Schärfe, während die Winterwochen mit wilden Stürmen und klirrendem Frost, tödlich kalt, vorüberzogen. Eine Zeitlang konnte sich das Carcajou von dem Fleisch, das die Wölfe übriggelassen hatten, not-

dürftig nähren. Als aber eines Tages der Vorrat zu Ende ging, machte es sich wieder listig plündernd an die Fallen des Jägers heran und hatte nun, außer den Wölfen, den Herrn der Wildnis zum Feinde. Doch auch die Uebermacht seiner Gegner beeinträchtigte seine Gefräßigkeit und Furchtlosigkeit nicht im mindesten. Gewandt wußte es sich Nachstellungen zu entziehen, bis endlich das Frühjahr herannahte und nicht nur die Hungersnot des Waldes minderte, sondern auch dem Fallenstellen des Menschen ein Ende machte. Der Pelz der wilden Tiere verlor Glanz und Dichte, und so lud der Fallensteller seine Felle auf einen Handschlitten, verschloß vorsichtig seine Hütte und machte sich nach den Siedlungen auf den Weg. Nachdem sich das Carcajou von seinem Abzug überzeugt hatte, richtete es sein ganzes Augenmerk auf die Hütte, wie es wohl in sie einzudringen vermöchte. Endlich, nach unendlicher Geduld und Anstrengung, gelang es ihm, durch das Dach einzudringen. Welche Vorräte! Mehl, Speck und getrocknete Aepfel, alles sehr nach seinem Geschmack. Es schwelgte in tausend Wonnen, bis es Privatpflichten gebieterisch zurückriefen.

Der Frühling kommt spät in diesem Lande des großen Schnees, wenn er aber kommt, kommt er schnell und mit Gewalt. Und gleich eilt auch der Sommer über die Ebenen, durch die Tannenwälder.

Etwa drei Meilen hinter der Hütte an einem trockenen kleinen Hügel im Herzen eines wilden Sumpfes grub sich das alte Carcajou eine bequeme und versteckte Höhle.

Hier warf es eine Anzahl winziger Junge. In seiner leidenschaftlichen, unermüdlichen Mutterliebe unternahm es keine größeren Jagdausflüge, die es allzuweit von dem Bau entfernen konnten, sondern stillte seinen Appetit mit Mäusen, Schnecken, Würmern und Käfern, die es in unmittelbarer Nachbarschaft unter dem Moos oder in verfaulten Baumstümpfen fand.

Während es in dieser Zurückgezogenheit lebte, verloren seine Feinde völlig seine Spur. Die Wolfsrotte hatte sich aufgelöst, wie es die Wölfe während des Sommers zu tun pflegen. Aber dennoch verband sie alle der Haß gegen das Carcajou. Der alte graue Führer hatte nicht weit von der Ansiedlung des Carcajous entfernt eine Höhle. Zufällig kam er eines Tages, während er, mit einem Kaninchen im Fang, auf dem Rückweg nach seinem Bau den kürzesten Weg durch das Sumpfgebiet einschlug, plötzlich auf die Spur seines lange gesuchten Feindes, ja, sogar mehrere Spuren entdeckte er — und wußte Bescheid! Im Augenblick hatte er weder Zeit noch Neigung, der Sache näher zu kommen, aber seine klugen Seher glühten vor Rachedurst, als er seine Wanderung fortsetzte.

Ungefähr zu derselben Zeit — die Sommersonnenwende war soeben vorüber — kehrte der Fallensteller nach seiner Hütte zurück, um die Vorräte für die langen harten Monate des kommenden großen Schnees zu ergänzen. Als er die Hütte erreichte, sah er, daß trotz seiner Vorsichtsmaßregeln das gefräßige Carcajou eingebrochen war.

Sein Zorn kannte keine Grenzen. Er fluchte in allen Tonarten und machte sich sofort an die Verfolgung des Räubers. Es galt nicht nur Rache, sondern Selbstverteidigung. Das Carcajou war ihm gefährlicher geworden als alle Tiere der Wildnis zusammen.

Mehrere Tage schlich der Fallensteller in immer weiteren Kreisen um die Hütte, um frische Spuren seines Feindes zu entdecken. Endlich, es war schon spät am Nachmittag, fand er eine Fährte am Ausläufer des Sumpfes. Es war schon zu spät, der Spur nachzugehen. Doch am nächsten Tage zog er frühzeitig mit der Flinte, Axt und Spaten los, um der ganzen Carcajoufamilie an den Leib zu gehen, denn er wußte ebenso gut wie der alte Wolf, weshalb sich der alte Vielfraß in dem Sumpfgebiet aufhielt.

Es traf sich, daß am selben Tage auch die Wölfe ihre Fehde austragen wollten. Der Anführer — sein Weibchen war mit ihren Jungen beschäftigt — hatte sich mit zwei anderen früheren Mitgliedern der Rotte zusammengefunden, die ein ebenso gutes Gedächtnis hatten wie er. Ihren feinen Nasen war es ein leichtes, die verwickelten Spuren auseinanderzufinden, die sie auch bald nach dem Bau in dem trockenen warmen Hügel des Sumpfgebietes führten. Ehe sie ihn aber aufgruben, umschlichen sie ihn mehrmals prüfend.

Als der Fallensteller, dessen Tritte in weichen Mokassins keinen Laut verrieten, in die Nähe des Hügels kam, wurde er plötzlich der Szene ansichtig und trat schnell

hinter die schützenden Zweige einer Tanne zurück. Er wußte sofort, wonach die Wölfe gruben.

Diese hatten gleich die junge Brut gewittert, waren jedoch nicht ganz sicher, ob auch die Alte im Bau war. Die trockene Erde spritzte in hohen Bogen unter ihren wütend grabenden Pfoten nach allen Seiten. Da schoß eine dunkle, runde Schnauze aus der Eingangsöffnung hervor und war blitzschnell wieder verschwunden. Aufheulend und hinkend zog sich einer der jüngeren Wölfe mit durchbissenem Vorderlauf zurück und legte sich winselnd nieder, um die Wunde zu belecken.

Die beiden anderen Wölfe schienen vorsichtiger geworden, sie hielten sich vom Eingang zurück und unterminierten ihn von der Seite. Wieder und wieder schoß die dunkle Schnauze aus dem Loch, jedesmal aber konnten die Wölfe noch rechtzeitig zur Seite springen. Und weiter flog die Erde! Plötzlich — wie aus einer Pistole geschossen — flog das alte Carcajou aus dem Bau und schnappte dem

zunächst stehenden Wolf nach der Schnauze. Der sprang zurück, doch nicht weit genug, und das Carcajou saß ihm an der Kehle. Ein tödlicher Biß! Der Wolf stieg auf den Hinterläufen empor und versuchte verzweifelt, den Feind abzuschütteln. Der jedoch riß ihn mit der riesigen Kraft seiner machtvoll umklammernden Branten über sich nieder, um sich mit seinem Körper gegen die Fänge der anderen Wölfe zu decken. Ein Knäuel, rollten die beiden den kleinen Hügel hinab.

Unglücklicherweise war es aber der jüngere Wolf, den das Carcajou zu packen bekommen hatte, sonst wäre der Sieg sein gewesen. Der alte Wolf jedoch war vorsichtig. Er sah, daß er seinem Kameraden nicht mehr helfen konnte und wartete ruhig, bis ein günstiger Moment für ihn kommen würde. Schließlich wurden die Anstrengungen des sich verzweifelt Wehrenden schwächer, und nun sprang er vor, dem Carcajou eine mächtige Wunde über die Lenden reißend. Doch sie war nicht tödlich. Das Carcajou ließ sein Opfer fallen und wandte sich mutig gegen ihn. Der Wolf faßte es hoch oben im Rücken und hielt es so zwischen seinen knochenzermalmenden Fängen. Das wurde dem Carcajou zum Verhängnis, doch ergab es sich lebend nicht. Seine kühnen Seher begannen schon zu verglasen, doch es wand sich und wand sich, bis es ihm gelang, den Vorderlauf des Siegers zu fassen. Mit Aufbietung der letzten Kräfte, aller Wut und allen Hasses biß es seine Fänge zusammen, bis sich die Zähne durch Fleisch, Sehnen und zermalmte Knochen trafen. — Schlaff fiel es

dann zusammen. Mit einem Schwung seines massigen Halses warf der Wolf den leblosen Körper zur Seite. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß das Carcajou tot war, hinkte er auf drei Läufen durch den Sumpf davon und hielt das blutende, zermalmte Glied so hoch er nur irgend konnte.

Der Fallensteller trat aus seinem Versteck hervor und schoß. Nun sprang auch der zuerst verwundete Wolf auf und hinkte mit erstaunlicher Behendigkeit davon. Da der Trapper aber nur eine einläufige Flinte besaß, mußte er ihn laufen lassen. Der Getötete lag mit durchbissener Kehle nur einige Schritt von seinem nun auch toten Würger entfernt. Achtlos stieß der Fallensteller den Wolf mit dem Fuß zur Seite — Wolfspelze waren jetzt nichts wert. Dann stand er sinnend vor dem Carcajou. Es war nur ein stinkiger, gefräßiger Dieb, dessen ganze Sippschaft ausgerottet werden mußte, aber wenn es darauf ankam, doch ein tapferer Kerl, vor dem man Respekt haben mußte.

Der Blaufuchs

Ganz im Gegenteil zu seinen zurückhaltenden, hochmütigen, roten Stammverwandten ist der Blaufuchs kein Freund der Einsamkeit. In der rauhen Unendlichkeit der arktischen Ebenen, die sich unter tiefhängendem grauen Himmel flach und trostlos bis zur nebelumflorten Linie des Horizontes entrollen und auch den mutigsten Geist durch ihre überwältigende Oede bedrücken, lebt er in behaglicher Gemeinschaft mit den Seinen. Zwanzig und mehr seiner umfangreichen weitverzweigten Bauten wird man unter verkrümmtem Buschgewirr immer beisammen finden.

Während des kurzen, aber unbeschreiblich strahlenden arktischen Sommers, der die einsame Wüstenei mit inbrünstiger Glut überflammt, ist für die Blaufüchse gute Zeit. Wenn aber der unendliche sonnenlose Winter herannaht mit seinen Schneestürmen und den jähen Fröſten, dann kommen für das Blaufuchsvölkchen böse Zeiten.

Schemenhaft geistern dann die ausgemergelten Wölfe von peinigendem Hunger gejagt über die zu Stein gefrorene

Schneedecke und weithin schauert ihr langgezogenes, unbeschreiblich melancholisches Klagegeheul.

Von dem unübersehbaren Morastmeer der Tundra umgeben lag eine kleine, trockene Sandinsel. Man konnte ihr kaum den Namen „Hügel" geben, aber jedenfalls erhob sie sich aus dem Sumpf, ein Strich festen Landes, von Gräsern und Buschwerk überwuchert, während die moorige Tundra sonst nur vereinzelte Büschel Gras aufwies, auf denen ihre Bewohner sich in den warmströmenden köstlichen Sonnenstrahlen baden konnten. So mächtig der arktische Sommer auch sengen und brennen mochte, niemals drang seine Glut die wenigen Fuß tief unter die Erde, wo das Gebiet der ewigen Kühle beginnt. Deshalb brauchte auch der Blaufuchs seinen Bau gar nicht so tief zu graben. In sanfter Neigung führte ein Gang nach dem Innern, das, mit feinem, trockenem Gras ausgelegt, von seinen Bewohnern peinlich sauber gehalten wurde. Warm war es hier, trocken und süß duftend.

Es war an einem jener langen, wolkenlos strahlenden Nachmittage des Frühsommers, wo man die Schößlinge wachsen zu sehen meint und die Knospen in einer Eile schwellen und springen, als könnten sie es nicht erwarten, den Liebkosungen der Schmetterlinge und Insekten ihre Blütenkelche entgegenzuöffnen. Ueberall treibendes Leben, die Einsamkeit und Stille war wie mit einem Schlage verlöscht — vergessen. Nistende Juncos und Schneeammern zwitscherten freudig erregt im Gebüsch. Reihende

Enten lärmten wild längs den hell schimmernden Windungen eines sich träge durch das Marschland wälzenden Stromes. Nicht weit, auf einem versteckten Inselchen eines schilfüberwucherten Teiches, hatten sich in hochmütiger Zurückgezogenheit zwei schöne, weiße Trompeterschwäne ihr Nest gebaut. Westlich, etwa eine Meile entfernt,weideten eine Herde Renntiere an den saftigen Schößlingen des Tundragebüschs und wanderten dabei langsam nach Norden. In der windstillen Luft lag ein leises Summen von abertausend Insekten, hin und wieder verriet schwaches Gequiek die auf unsichtbaren Wegen unter dem dichten Grün dahinhuschenden Lemminge.
Vor dem Eingang zum Bau, an dem seine flaumig wolligen Jungen mit der schlanken graublauen Mutter übermütig aus und ein spielten, saß der Blaufuchs und blinzelte träge in die zitternden Glutwellen der Sommerluft, bisweilen mit zufriedenen Blicken seine kleine Familie streifend. In gleicher sorgloser Lebensfreude spielten andere Familien seiner Stammverwandten in der Nachbarschaft. Plötzlich entdeckten seine bei aller wohligen Schläfrigkeit scharf wachsamen Seher einen weißbeschwingten Vogel, der trotz seiner langsamen Flügelschläge unheimlich schnell über das Marschland näher kam Der Fuchs erkannte ihn sofort und stieß einen schrillen Warnungsschrei aus, der über die ganze Kolonie hin erwidert wurde, und blitzschnell waren die spielenden Jungen in die Baue geschlüpft oder hatten sich dicht an die Mutter gedrängt. Dann saßen sie geduckt und blickten neugierig

nach dem seltsamen Flieger, den mächtige Schwingen lautlos herantrugen.

Der Blaufuchs selbst, ebenso wie seine anderen erwachsenen Brüder, bewegte sich nicht von der Stelle, doch seine Seher waren unverwandt auf die geheimnisvoll näher schwingende Gestalt gerichtet.

Es war eine große arktische Eule, weiß und dunkelbraun gefleckt. Ihre nachlässige Art zu jagen ließ erkennen, daß es sich im Augenblick nicht um Befriedigung ihres Hungers handelte, sondern um Stillung eines unbezwingbaren Mordgelüstes. So zog sie direkt auf die Kolonie zu, tiefer und tiefer herabgleitend. Der alte Blaufuchs spannte jeden Muskel an, bereit, ihr an die Kehle zu springen, falls sie es wagen sollte, einen der Seinen anzugreifen. Dicht über seinem Kopf flog sie dahin. Ihren schrecklichen Hakenschnabel halb geöffnet, blickte sie mit weit aufgerissenen, hart wie Juwelen blitzenden Augen in stiller Drohung auf ihn hinab, aber es schien ihr doch nicht ratsam, hinabzustoßen. So nahm sie eine Schwingung im Halbkreis um die ganze Kolonie und steuerte direkt nach dem Teich der weißen Schwäne. Schon am Rande desselben stieß sie plötzlich hinab, mitten in dichtes Schilf und stieg im nächsten Moment — ein schlankes Etwas in den Klauen — aus dem wilden Tumult der aufgescheuchten Wasservögel still in die Lüfte.

Der Blaufuchs ließ sich wieder von der Sonne bestrahlen, doch plötzlich kam eine unerklärliche Unruhe über ihn, als habe er irgendeine Pflicht versäumt. Er war nicht hung-

rig, denn nie hatte sich die Jagd so leicht angelassen wie jetzt, wo die weiten Ebenen von nistenden Vögeln, schwärmenden Lemmingen und ihren fetten kleinen Stammverwandten, den Wühlmäusen, wimmelten. Er brauchte nicht einmal der Fuchsmutter in der Sorge für die Jungen behilflich zu sein. Doch dämmerte in ihm eine schwache Vorstellung langer dunkler Nächte, wo die ganze Welt unter der tödlichen Intensität der Kälte zu platzen schien, wo es außer einigen wenigen Schneehühnern keine Vögel gab, die fetten Wühlmäuse sicher unter der gefrorenen Decke in ihren Löchern saßen und die kühnsten Jagdzüge oft vergeblich waren. Vielleicht war es doch angebracht, Vorrat zu sammeln? Er schüttelte seine Trägheit ab, stand auf, streckte sich ausgiebig und trottete nach der Tundra hinab.

Mit beinahe gezierter Elastizität im Gang nahm er seinen Weg über die weiten, feuchten Moosflächen — kein Laut verriet sein Nahen. Schon belebte erregtes Gepieps und Geraschel die Moosdecke. Wie eine Katze duckte er sich, schlich vorwärts und sprang im nächsten Moment mit unbeschreiblich behender Leichtigkeit nach vorn, mit Kopf und Vorderläufen im Moos verschwindend. Er war in einen der überdeckten kleinen Gänge des Moosvölkchens eingedrungen und als er seinen Kopf wieder hob, hing ein fetter Lemming zu beiden Seiten seiner feinen schmalen Schnauze herab. Er legte die Beute nieder und inspizierte sie befriedigt. Es war ein schönes rundes Tierchen, etwa sechs Zoll lang, grau mit rotbraunen Tupfen,

einem geradezu lächerlichen Schwanzstümpfchen, das zu den fast übertrieben entwickelten Vorderpfoten, seinem Grabwerkzeug, in seltsamem Gegensatz stand. Einige Sekunden wälzte der Fuchs sein Opfer mit den Vorderpfoten spielend hin und her. Dann trug er es nach einer trockenen Stelle, die er am Rande der Insel ausfindig gemacht hatte.

In den nächsten Tagen fegte ein arktischer Sturm über die Ebene, eisiger Regen peitschte in Strömen fast wagrecht über die Flächen, auf denen der Himmel mit seinen zerrissenen Wolkenfetzen zu schleifen schien. Die Füchse hielten sich still im Bau, bis die Sonne wieder Siegerin war. Dann kehrten sie zu ihrer Jagd zurück ...

Aber bald waren die Tage auf ein, zwei Stunden Sonnenlicht zusammengesunken und die Tundra zu Stein gefroren, ein blendendes Gestöber feinen Schnees umfegte die Füchse auf ihren Streifzügen nach dem täglichen Bedarf. Voll glühender Lust betrieben sie die schwierige Hasenjagd. Es war keine leichte Sache, diese langläufigen schnellen Springer zu stellen, aber gerade deshalb recht nach ihrem rastlosen Unternehmungsgeist.

Inzwischen waren die verschiedenen Blaufuchshaushaltungen der kleinen Kolonie kleiner geworden. All die nunmehr herangewachsenen Jungen waren ausgewandert. Für sie gab es jetzt weder Raum noch Nahrung genug in den heimatlichen Höhlen. Das Gefühl der Verantwortlichkeit und der Fürsorge, sich eigene Höhlen zu graben, war in ihnen noch nicht erwacht, als sie zart aber mit

aller deutlichen Bestimmtheit vor die heimatliche Tür gesetzt wurden. Und so blieb ihnen nichts übrig, als sich der Wanderung des Wildes südwärts anzuschließen. Leichten Herzens taten sie das, aber der harte Winter kam heran, ehe sie recht gelernt hatten, mitzujagen und Fallen und andere Uebel zu umgehen. Im Frühjahr aber kehrten sie zurück, an Weisheit und Erfahrung reich, gruben sich ihren eigenen Bau neben denen der anderen.

Die immer deutlicher drohenden Anzeichen nahender Kälte konnten den in der Gewißheit tiefvergrabener, reichlicher Vorräte befriedigt schlummernden Blaufuchs nicht beunruhigen. Die Sonne war inzwischen verschwunden und die oft strahlend hellen aber schrecklichen arktischen Nächte hielten die Ebene fest umklammrt. Das Wild zeigte sich nur vereinzelt und hielt sich scheu verborgen, so daß selbst ein listiger Jäger wie der Blaufuchs oft einen ganzen Tag operieren mußte, ehe es ihm gelang, ein Schneehuhn oder einen Hasen zu erwischen. Beide waren zu dieser Jahreszeit schneeweiß, und auch der Fuchs würde kaum Glück bei seinen Jagden gehabt haben, wenn ihm die Sommerlivree geblieben wäre. Mit Beginn des Schneefalles hatte sich aber sein Fell gebleicht und deshalb gelang es ihm bei seiner Geschicklichkeit, seinem scharfen Geruchssinn und unübertrefflichen leichten Schritt, den schnellen Hasen im Schlafe zu überraschen und ein Schneehuhn zu überfallen, noch ehe es erschreckt die Flügel zur Flucht entfalten konnte. Auch wenn er sein Ziel fehlte, was oft genug geschah, fühlte er sich in keiner

Weise entmutigt. Er genoß die Erregung solcher Jagden, die Befriedigung, im scharfen Lauf über den hartgefrorenen Schnee die starken, geschmeidigen Muskeln zu spannen. Wenn aber die Sturmwolken bis auf die Erde hingen und die starken Polarwinde wie böse Geister mit grimmiger Erbitterung gen Süden rasten – dann lag der Blaufuchs, behaglich blinzelnd, in der Tiefe seines Baues.

So glücklich der Blaufuchs sich im allgemeinen dünken durfte, auch er konnte nicht ganz sorglos leben. Er hatte zwei Feinde, deren Stärke und List wie eine ständige Drohung ihm im Unterbewußtsein saß. Der Wolf war der eine. Er war dem Blaufuchs an Stärke weit überlegen und verfolgte ihn, von Hunger und Haß getrieben, mit unerbittlicher Zähigkeit. Der andere war der Vielfraß, der mit unübertrefflicher List und wilder Grimmigkeit ständig auf der Suche nach ihm war.

Dieser Vielfraß, einsam und mürrisch, langsam in der Bewegung und sogar gegen den Polarsturm voll Verachtung, lungerte in allen Wettern herum. Eines Tages führte ihn ein glücklicher Zufall nach einem der Baue des Blaufuchses. Der Schnee war kürzlich erst weggescharrt worden, das sah und verstand er sofort. Gierig machte er sich ans Graben. Das ging erstaunlich leicht. Unter seinen kurzen, mächtigen Vordertatzen flogen trockene Torferde, Blätter usw. nur so aus der Höhlung, und da lagen auch ein paar gefrorene Lemminge. Doch bevor

sein Riesenappetit noch befriedigt war, wurde er schmählich in seiner Mahlzeit unterbrochen.

Trotzdem der Blaufuchs den Sturm von seinem Bau aus draußen fauchen hörte, war ihm eine Ahnung gekommen, die ihn hinaustrieb, seinen Bau zu revidieren. Und richtig, er fand den Vielfraß mit dem Kopf in seinem Bau.

Heiß kochte die Wut in ihm empor, doch hier hieß es Vorsicht üben, um das Uebel gleich mit der Wurzel zu beseitigen. Er wußte, ein vertriebener Vielfraß würde zurückkommen und die ganze Gegend nach und nach ihrer Lemminge berauben.

Der Blaufuchs schlich zurück und alarmierte sämtliche Blaufüchse der umliegenden Baue. Innerhalb zweier Minuten schlich etwa ein Dutzend wütender Füchse durch den Sturm und fiel laut kläffend über den Dieb her, der in ruhiger Nachlässigkeit seine Mahlzeit hielt. So wild der Vielfraß sich auch verteidigte, er wurde von den wütenden Füchsen buchstäblich auseinandergerissen.

Die Gefahr der Wölfe jedoch war schrecklicher, furchterregender. Die ganze erste Hälfte des Winters war kein einziges Anzeichen von ihnen in der ganzen Nachbarschaft zu bemerken. Zweifellos hatten die Spuren der wandernden Rentiere sie ostwärts gelockt. Aber als eines Tages der Blaufuchs mitten in wilder Jagd hinter einem Hasen her über die weite in tausend Lichtern sprühende eisige Schneefläche herfegte, hörte er plötzlich ein dünnes, schwingendes Geheul durch die morgenstille Luft zittern.

Kurz hielt er inne und blickte über die Schulter zurück. Ein grauer Fleck bewegte sich mit großer Geschwindigkeit durch die ständig wechselnden Morgenlichter, anscheinend ihm auf der Spur. Den sicheren Tod im Nacken raste der Blaufuchs, weit ausholend, daß der Leib beinahe den Erdboden streifte, dem schützenden, heimatlichen Bau zu. Die tanzenden Lichter am hohen Himmelsbogen schienen ein kaltes, hohnlachendes Frohlocken über die einsame verzweifelte Flucht.

Der Blaufuchs konnte rasen, aber seine Schnelle schien nichts im Vergleich zu der Geschwindigkeit seiner Verfolger. Ein Blick zurück überzeugte ihn, daß die grauen Gestalten ihn bald einholen würden, doch er wußte, daß sein Bau nicht mehr allzu weit war und das genügte, seinen mutigen Geist anzufeuern. Er raste, daß ihm beinahe die Lungen barsten. Und dennoch entriß er ihnen ein gellendes Warnungskläffen, das das nahende Unheil über die ganze Kolonie verkündete.

Immer näher kamen die Wölfe, der Flüchtling hörte das Aufschlagen ihrer Läufe auf dem harten Schnee — eine halbe Minute später schon das Keuchen ihrer Lungen — das Klappen ihrer Fänge. Er sah sich nicht um, er durfte nicht den leisesten Bruchteil einer Sekunde verlieren. Die gräßlichen Laute schienen ihn bereits zu packen — er raste — erreichte einen Bau — es war noch nicht sein eigener — er tauchte jedoch unter und stahlharte Fänge schlugen nach seiner Lunte, als er verschwand.

Mit wütendem Geheul warfen sich die enttäuschten Wölfe

zurück, einige fielen über den Bau her, andere über die umliegenden, um sie aufzugraben. Doch vergebens! Die Erde war fest und widerstand selbst den schärfsten Wolfsklauen. Durch Zufall kamen die Räuber an einen Lemmingsbau und fielen streitend über die wenigen Bissen her, die er enthielt. Als endlich der dumpfe rhythmische Schlag der weiterjagenden Rotte in der Stille der Ferne erstarb, kamen die Füchse wieder aus ihrem Bau hervor und blickten unter den tanzenden Lichtern den grauen abziehenden Gestalten in stiller überlegener Verächtlichkeit nach.

Der Pfuhl

Der gemächlich durch die Tiefe des Pfuhles zirkulierende Strom hielt das Wasser kristallklar und süß und bewegte mit keinem noch so leisen Wellenzug den klaren Spiegel der braunschimmernden Oberfläche. Nur die sprudelnden kleinen Wasserfälle weiter landeinwärts schwemmten hin und wieder Trauben leichtflockigen Schaumes an, die langsam über die Oberfläche hintrieben. Zuweilen fiel ein Blatt, leise Ringe werfend, oder eine gierige Forelle sprang plötzlich nach einer unvorsichtig tief über die Oberfläche huschenden Fliege.

Einen besseren Aufenthaltsort als diesen Teich konnte es für Fische gar nicht geben. Er war tief und sein Zufluß eng und seicht, aber dennoch geräumig genug, um eine langsame Erneuerung des Wassers zu ermöglichen. Dazu trieben unzählige Leckerbissen wie Fliegen, Käfer, Raupen oder Beeren ein, die die Zuflußgewässer sprudelnd mitgerissen hatten. Der Teich war dunkel überschattet von starkästigem Ahorn und Wassereschen; wenn aber die Nachmittagssonne ihren Tiefstand erreicht hatte, so über-

fluteten ihre Strahlen in wohltuender Wärme die Oberfläche.

Der Boden des Teiches aber bot noch reichere Abwechslung. Um den Einfluß, etwas nach innen geschwemmt, lag feiner, weißer Sand, von größeren Steinen durchsetzt, während der innere Teich bis zu den senkrechten Ufern mit dem überhängenden Wurzelgewirr von Schlamm überzogen war, auf dem kleines Eintagswassergewächs und -getier reichlich Nahrung fand.

Die Fische, die diesen köstlichsten aller Teiche bevölkerten, waren ausnahmslos wohlgenährte, fette Tiere, bis auf die junge Brut, die sich vorsichtig in den äußersten seichten Ausläufern aufhielt, damit ihr die großen, gierigen Fische nicht folgen konnten. Das waren in der Hauptsache Forellen und Sauger. Die Sauger, träge, plumpe, weichliche Wesen, saßen wie gesät auf der Schlammfläche und sogen mit ihren kleinen runden, nach unten gekehrten Mäulern den fetten Schlamm unaufhörlich nach Nährbeständen aus. Die sehnigen Schwänze allein schützten sie vor den Angriffen seitens der immer raubgierigen, unersättlichen Forellen.

Denen war allerdings nichts von der Ruhe der Sauger eigen. Unablässig huschten sie über den Schlamm, den Sand, die Felsblöcke, immer auf Ausschau oder Jagd nach Beute. Häufig blitzte die eine oder andere sogar in dem hellen Strudel nahegelegener Wasserfälle auf, wohin die Aussicht auf reichere Jagdbeute sie getrieben hatte. Dann pflegte sie wohl träge — den Schwanz einer klei-

neren Stammesverwandten noch zwischen den Kinnbacken – unter die Uferbänke langsam zurückzukehren, um dort in Ruhe die schwere Mahlzeit zu verdauen.

Eine halbe Meile oberhalb der Wasserfälle hatten zwei Fischadler ihre Wohnstätte. Es sah aus, als wäre eine Wagenladung trockenen Holzes und Abfalls auf der Spitze einer hohen verdorrten Tanne abgeladen, so unsauber und ungleichmäßig war das große Nest gebaut. Diesen Adlern war der Teich ein ständiges Aergernis. Neidisch suchten sie auf ihren Flügeln stromauf, stromab, mit ihren kühnen Lichtern die Oberfläche ab, gierig nach den fetten Fischen, die, unter den dicht überhängenden Zweigen der Uferbäume vor ihren Angriffen sicher, ruhig in der Tiefe schwammen. Im freien Gelände konnten die geflügelten Räuber zwar pfeilschnell vom Himmel herabstoßen und eine schnellende Forelle den Wassern sozusagen von den Lippen haschen. Zu dem schmalen Spiegel des zwischen steilen, umwaldeten Ufern gebetteten Pfuhles vermochten sie sich jedoch nur vorsichtig flatternd niederzulassen, wobei selbst dem trägsten Fisch reichlich Zeit zur Flucht in die sichere Tiefe blieb.

Doch einen furchtbaren Fischer gab es, dem der Teich so gerade recht war: den Luchs. Eine starke, schon vom Wasser bespülte Baumwurzel, die etwa drei Fuß in den Teich hinausragte, bot ihm einen vorzüglichen Ansitz. Hier konnte er stundenlang auf der Lauer liegen, geduldig, unbeweglich wie die Wurzel selbst. Sein rundes, schwarzes, wildes Mondgesicht mit den blaßhellen, harten Lich-

tern, den steifen Schnurrhaaren und den buschigen Gehören hielt er so dicht über den Wasserspiegel, daß der verwirrende Reflex der überhängenden Zweige ihm den Blick auf den Grund nicht stören konnte. Mit vollkommenster Klarheit vermochte er jede Einzelheit in der durchsichtigen Tiefe zu erkennen. Unermüdlich konnte er so liegen und auf die dicken Sauger hinabstarren, die in behaglicher Trägheit am Schlamme und an den Steinen saugten.

Besonders aber hatte er es auf die Forellen abgesehen. Aus der durchsichtigen Dämmerung des Gewässers blitzte es ihm bald silbern oder purpurn entgegen, wenn sie nach Larven oder Käfern blitzschnell über den Boden kreuzten, hin und wieder wohl auch einmal nach der Oberfläche schweifend. Dabei konnte es aber geschehen, daß der kreisende Strom sie in die Nähe der überhängenden Wurzel brachte. Dann spannten sich die Sehnen des dort regungslos Lauernden, die Krallen schoben sich aus den Scheiden der Branten, und eine grünliche Flamme schoß in die unheimlichen Lichter. Und wenn dann die Forelle in schräger Linie rot schimmernd die Wasserfläche teilte, um einen Bissen zu schnappen, schlug wie der Blitz eine scharfe Tatze herab, und im gleichen Augenblick lag der zappelnde Fisch unter den grünen Blättern am Ufer ... Der Luchs aber war ein so stiller Fischer, daß seine Jagd den Frieden des Pfuhles nicht im mindesten störte oder nur den leisesten Schatten dunkler Vorahnung über die Zurückbleibenden warf.

Eines Morgens, in drückender Schwüle, lag die große Katze wieder auf ihrer Wurzel und starrte wie gewöhnlich mit ihren kühnen Mondaugen in die Tiefe. Zu ihrer größten Enttäuschung waren an diesem siedenden Tage sogar die Forellen zu träge, sich zu bewegen. Die Hitze schien sie förmlich gelähmt zu haben. Ebenso bewegungslos und gleichgültig wie die Sauger hingen sie auf leise fächelnden Flossen und nahmen auch von den verführe-

rischsten Bissen keine Notiz, die an der Oberfläche herumtrieben. Sie mischten sich jedoch nicht unter die Sauger, sondern hielten sich hochmütig über ihnen oder lungerten vereinzelt im Schatten der auf dem Boden verstreuten großen Steinblöcke.

Der Luchs, zwar ein geduldiger Fischer, wurde an diesem Morgen doch auf eine harte Probe gestellt; denn er war hungrig und hatte es gerade heute besonders auf Fischfleisch abgesehen. Der kurze Schwanzstummel begann ärgerlich zu peitschen. Eben wollte er die Fischjagd aufgeben und lieber nach Kaninchen spüren, als er mit einem zufälligen Seitenblick ein Bild auffing, das seine Halskrause vor Eifersucht und Wut erstarren machte. Ja, jedes Haar seines Pelzes sträubte sich! Ein Rivale, dessen Geschicklichkeit als Fischer seine eigenen Anstrengungen lächerlich erscheinen ließ, war am Eingang des Teiches erschienen und blickte mit kühnforschenden Augen in die klare Tiefe. Zum erstenmal seit einer halben Stunde bewegte sich der Luchs. Er wendete seinen Kopf voll herum und richtete seinen grünen, stieren Blick auf den Ankömmling.

Der war im Flusse herabgekommen und nach seinem ganzen Verhalten zu schließen, war der Teich ihm unbekannt. Sein langer, sehniger, dunkler Körper lag mitten im Zufluß ausgestreckt, nur Kopf und Schultern oberhalb des Wassers. Glatt und schlüpfrig glänzend, von untersetzter schmiegsamer Gestalt, schweren Kinnbacken und geradezu doggenähnlichem Gesicht, kaum sichtbaren Gehören, dunk-

len Augen und langem, mächtigem Schwanz stellte er den denkbar stärksten Kontrast dar zu der großen mondäugigen Katze, wenngleich beide an Größe und Stärke nicht ungleich waren.

Der Ankömmling jedoch nahm keine Notiz von dem stillen Beobachter auf der Baumwurzel am anderen Ende des Teiches. Gespannt spähte er in die reichbevölkerte Tiefe. Die Jagd war bisher schlecht gewesen, er war hungrig. Einen Moment später glitt er plötzlich ins Wasser, das sich gluckernd wieder über ihm schloß. Die Lichter des Luchses folgten in erregter Spannung den schnellen, fischartigen Bewegungen dieses fremden Tieres.

Die schläfrigen Pfuhlbewohner stoben in panischem Schrecken nach allen Seiten davon, sogar die trägen Sauger legten eine unerwartete Lebendigkeit an den Tag. Ehe sie aber noch einen Unterschlupf finden konnten, hatte der Otter schon eine Forelle erschnappt und ihr den Rückenwirbel durchbissen. Und nun kam die Reihe an die fetteste aber auch schnellste Forelle des ganzen Pfuhles. Die schoß in ihrer Verzweiflung mit blitzartigen Wendungen von einer Seite zur anderen, in die Höhe, in die Tiefe, verfehlte jedoch immer den Ausgang, durch den sie sich hätte retten können. Dennoch gelang es ihr, kurze Zeit der unerbittlichen Verfolgung des Otters zu entgehen, der, obgleich ein vierfüßiger Marder, tatsächlich schneller und behender im Wasser war als jede Forelle.

Der Luchs rührte sich nicht, gespannt folgten seine schillernden Lichter der blitzschnellen, tumultartigen Flucht und

Verfolgung. Schließlich schoß die verfolgte Forelle auf die Wurzel zu, dicht an der Oberfläche nun in ihrer wahren, strotzenden Fülle erscheinend. Im selben Bruchteil dieser Sekunde fuhr eine mächtige Tatze nieder und wirbelte sie weit das Ufer hinauf. An derselben Stelle, wo die Forelle so plötzlich verschwunden war, schoß der Kopf des Otters aus dem Wasser. Einen Augenblick blitzten die dunklen zornigen Lichter des Otters direkt in die mondbleichen des Luchses, die kaum zwölf bis achtzehn Zoll über ihm funkelten. Mit gewaltigem Satz war der Luchs jedoch ans Ufer gesprungen, sein Opfer zu töten.

So viel Forellen auch noch im Teiche waren, die Empörung und Wut über die unglaubliche Dreistigkeit, die ihm die Beute vor den Fängen weggeschnappt, ließen den Otter jetzt nur noch an Rache denken. Hastig kletterte er auf die Baumwurzel hinauf und glitt lautlos am Ufer hoch. Blitzschnell sprang der Luchs herum und kauerte sich nieder — die eine Tatze auf der getöteten Beute. Seine Lichter funkelten dem sich nähernden Otter entgegen; denn auch er fühlte sich als der Beleidigte. Der Teich war bisher sein alleiniges, unbestrittenes Jagdrevier gewesen und der Otter ein frecher Eindringling.

Alle Vorsicht außer acht lassend, kam der Otter schnell näher, dann aber hielt er inne, als hätten ihn die bleichen, drohend ihm entgegenstarrenden Lichter des am Boden kauernden Gegners verwirrt. Seinem Blick begegnete er jedoch ruhig, unerschrocken. Dann kroch er langsam vorwärts, ganz langsam, Schritt um Schritt.

Dem wilden, ungezügelten Temperament des Luchses war diese überlegene, langsame Annäherung aufreizender als der wildeste Ueberfall. Er fieberte vor Angriffslust. Weit riß er seine Fänge auseinander zu heiserem Fauchen. Das schien jedoch auf den heranschleichenden Feind keinerlei Eindruck zu machen. Da riß dem Luchs die Geduld. Mit plötzlichem Sprung schoß er in die Luft, um auf dem Rücken des Otters zu landen, doch blitzschnell war der Otter bereits zurückgewichen und fuhr nun ins Wasser zurück. Fauchend stand der Luchs eine Sekunde lang still. Die tote Forelle lag glitzernd vor ihm. Plötzlich fuhr der Otter nach ihr hin und im selben Moment auch der Luchs, wütend knurrend. Erschreckt zuckte der Otter zurück. Je länger er die graue, schleichende, schattenhafte Gestalt des Luchses mit den aufgerissenen Lichtern, mächtigen Hinterkeulen und mörderischen Krallen betrachtete, je mehr erkühlte seine Kampfeslust. Gern hätte er sich aus dem zweifelhaften Unternehmen zurückgezogen, doch sein Stolz ließ nicht einmal leises Zögern verraten. Der Luchs dagegen war sprunghafteren Temperaments und gewohnt, seinen Launen nachzugeben. Diese kleine, glatte Kreatur war ihm unsympathisch, ja wurde es immer mehr, je länger er den niedrig gebauten, sehnigen, dunklen Körper, die scharfbewaffneten Fänge prüfte. Knurrend zog er sich zum Ufer zurück. Dort stand er still und blickte plötzlich in eine Baumkrone hinauf, als ob er dort etwas ganz Ungewöhnliches entdeckt habe, das weit interessanter war als sein Rivale. Der schnüffelte seinerseits aus dem

Wasser hervor, mit ernster, versunkener Forschermiene. Die Forelle schien vergessen. Glitzernd lag sie mitten in einem Sonnenfleck, eine große, blauschimmernde Schmeißfliege hatte sich auf ihr niedergelassen.

Eine halbe Minute später trollte der Luchs ruhig ab, setzte sich jedoch dreißig bis vierzig Schritt entfernt auf die Keulen und blickte mit ausgesuchtester Gleichgültigkeit nach seinem Rivalen hinüber, was der wohl tun würde. Sollte er etwa die leiseste Herausforderung zeigen, so war er bereit, die Sache auszufechten. Doch der Otter dachte gar nicht daran. Er schwang sich herum, glitt in den Teich zurück, bald darauf eine bereits getötete Forelle an das andere Ufer schnellend, wo er mit Genuß über die Mahlzeit herfiel. Knurrend kam der Luchs näher, setzte die Tatze auf die noch soeben umstrittene Beute, mit funkelnden Lichtern und herausforderndem Knurren über den Teich blickend. Keine Antwort! Der Gegner war im Augenblick viel zu beschäftigt. Der Luchs riß die Forelle hoch, hielt sie, erneut knurrend, im Fang. Keine Antwort! Den Schwanzstummel steif in der Luft, trollte er in hochmütiger Haltung davon, um in dem stillen, schattigen Grün des Waldes seine Beute zu verzehren. Der Otter aber beachtete ihn garnicht.

Auf hohen Zinnen

Regungslos, auf steiler Zinne stand der große braune Dickhornbock, ruhig, sicher, den Windfang witternd gegen die rosige Glorie des Sonnenaufgangs gehoben, die über die eisumstarrten Gipfel des zackigen Horizontes flammte. Die riesigen, gerunzelten Spiralen seiner Hörner lagen über Nacken und Schultern zurück und seine golden schimmernden, schwarzen Lichter, halb geschlossen, musterten regungslos das Chaos von Bergspitzen, Hohlwegen und seenspiegelnden Tälern unter ihm. Totenstille! Nur manchmal trugen verlorene Luftwellen das dumpfe Donnern eines Wasserfalls zu ihm hinauf, der irgendwo, tief unter ihm, im Dämmerlicht über Felsen stürzte. Kein Feind weit und breit, weder in den stillen, schattigen Tälern, noch auf den glühenden Abhängen und Klüften. Der stattliche Bock stand unbeweglich, wie von der Erhabenheit des sich unter ihm dehnenden Bildes fasziniert, den Blick ins Weite gerichtet. Da gellte der Kampfruf eines Adlers dicht über ihm in die Stille. Er zollte ihm weiter keine Beachtung, doch der scharfe, schrille Laut schien den Bann gebrochen zu haben, der über dem Bock

lag. Er ſenkte den Kopf und blickte auf den ſchmalen flachen Felsvorſprung hinab, der ſich unter ihm entlang zog. Dort rupfte ein zweiter Dickhornbock, ſchwächer gebaut und weniger majeſtätiſch gehörnt als er, mit ſechs kleinen ſpitzhörnigen Mutterſchafen die ſüßen zwiſchen den Felsſpalten wuchernden Grasbüſchel.

Tief unten im Schatten des Felſens, auf deſſen Gipfel der Bock ſtand, leuchtete ein weißes Zelt, neben dem ſich die zarte Linie eines noch nebelumſchleierten Flußbettes hinſchlängelte. Trotz all ſeiner Scharfſichtigkeit entzog es ſich dem Sehbereich des Bockes, daß da ein Mann aus dem Zelte getreten war und das Fernglas nach ſeiner Höhe richtete.

Peter Allen war, von Wanderluſt erfaßt, quer durch den Kontinent von den dunklen Tannenwäldern und fruchtbaren Wieſen Neu-Braunſchweigs nach den gigantiſch chaotiſchen „Rockies in Britiſh Columbia" geſtreift. Früher war er Jäger geweſen, jetzt Goldgräber; dennoch war ihm der Weidmannsinſtinkt nicht abhanden gekommen, und das prachtvolle Wild da oben auf dem Berggipfel weckte in ihm alte Jagdgelüſte, um ſo mehr, als er gehört hatte, wie ſchwer ein ſolcher Bergbock der Rockies in Britiſh Columbia zu erlegen war. Er hatte zwei Indianer als Träger bei ſich, doch beſchloß er, ſie nicht an der Jagd teilnehmen zu laſſen. Nachdem er die Felſen und Schluchten, die den Standort ſeines ſtattlichen Jagdwildes umgaben, genau ſtudiert hatte, holte er ſeine Büchſe, ſteckte etwas kaltes Fleiſch und Zwieback

zu sich und gab den Indianern Anweisung, ihn nicht vor Einbruch der Nacht zurückzuerwarten.

Er schritt munter voran und nahm, um die Sonne im Rücken zu haben, seinen Weg um den Berg herum in der Richtung eines aus der Höhe niederbrausenden Flusses. Bald hatte er den Bock aus den Augen verloren, und als er nach etwa einer Stunde angestrengtesten Emporklimmens durch wirres Gestrüpp, über das Kreuz und Quer der Gießbäche hinweg, auf einen Hügel ins Freie hinaustrat, war der Bock von seiner Höhe verschwunden. Doch das tat nichts, er würde seine Spur schon finden.

Auf dem hohen Felsenpfad unterhalb des Gipfels standen die Grasbüschel nur spärlich, und die kurzen scharfen Zähne des Bergwildes hatten sie bald gerupft. Unbefriedigt hoben sie ihre Köpfe. Dem wachsamen Auge des alten Bockes war das nicht entgangen, wie ihm nichts entging, was seine Pflichten betraf. Der Gipfel, auf dem er stand, fiel fast senkrecht nach dem Felspfad ab, und dennoch fanden seine zierlichen Hufe Halt. Mit zwei sicheren, leichten Sprüngen landete er unter seinem Gefolge und schüttelte gravitätisch die prachtvollen Hörner. Dann zog er die nackte Schlucht hinab, die jetzt von dem strahlenden Glanz der leuchtend am Horizont emporflammenden Sonne durchflutet wurde, über schwindelmachende, kaum handbreite Pfade, an gähnenden Abgründen vorbei, seine Herde wie eine Perlenschnur hinter ihm her, in schnellem, leichtfüßigem Troll. Abschüssige

Rinnen und Trichter, mit losen Steinen übersät, pflügten sie hinab, übersprangen nachlässig und scheinbar gewichtlos Felsspalten, deren Tiefe sich in Dunkelheit verlor, bis schließlich die dunklen, von zartgrünen Birken umsäumten Föhrenwälder vor ihnen lagen, von steilen Höhen begrenzt und von engen Tälern mit saftigen Rasenflächen durchschnitten.

Hier ging der kluge alte Bock vorsichtiger. Mit der Schärfe aller Sinne hieß es hier vor den ärgsten Feinden, Wölfen, Pumas und Bären sichern. Am äußersten Rande der spärlich zwischen den Felsen sich verlierenden Grasflächen begann der majestätisch gehörnte Führer der kleinen Herde das Gras zu rupfen, während ein Jüngerer Wache stand. Sie waren etwa hundert Meter vom Waldessaum entfernt noch in sicherer Nähe der steilen Felswand, auf deren Höhe den leichtfüßig Flüchtenden auch der behendeste Feind nicht folgen konnte.

Nachdem er seinen ersten Hunger gestillt, prüfte der Alte mit erhobenen Nüstern mißtrauisch den vom Walde heraufströmenden Luftzug. Dann führte er seine Herde weiter, in eine jener engen Schluchten, wo das Gras in üppiger Fülle wucherte. Oder besser gesagt, er trieb sie wie ein Schäfer vor sich her, um sie alle im Auge zu behalten. Er selbst hielt sich im Hintergrund, um seiner kleinen Herde für den Fall der Gefahr den Rücken zu decken. Die Führung hatte eines der ältesten und erfahrensten Bergschafe übernommen, das mit gespitzten Gehören und bebend aufmerksamem Argwohn nach jedem

Strauch und Schatten sicherte. Aber nirgends war Gefahr. Bald rupfte die Herde in stiller Hingabe das süße saftige Gras. Sie hatten seit dem vergangenen Jahr nichts so Köstliches geschmeckt. Inzwischen stand der alte

Bock unterhalb des Weideplatzes auf einer kleinen Anhöhe und hielt Wacht. Während des Weidens schien sich die Herde wie ein Fächer zu entfalten und wieder zu schließen. Manch eines der Tiere verlor sich seitwärts im saftigen Gras, sobald es aber dem Dickicht näher kam, schreckte es zurück und sprang zu den übrigen. So war eines der jüngsten Bergschafe an eine Stelle gekommen, wo sich im rechten Winkel zu dem Weideplatz ein enges Tal öffnete. Durch immer saftigere Grasbüschel ließ es sich einige Schritt in diese neue Schlucht hinauflocken. Da plötzlich schoß ein graues, schlankes Etwas mit gefletschtem Fang aus dem Untergehölz dicht vor ihm auf den Weg. Entsetzt blökte das junge Tier auf und flüchtete das enge Tal hinan, wirbelte aber blitzartig herum, als es erkannte, daß es sich immer weiter von der Herde entfernte und versuchte, mit geschickten Wendungen an dem Wolf vorbeizukommen. Der hielt es jedoch mit federnden Sprüngen zurück und trieb es dabei unmerklich immer weiter in das einengende Gebüsch. Hier fuhr er ihm mit wildem Satz nach der Kehle. Doch im gleichen Moment schmetterte ihm mitten im Sprung etwas wie ein stahlharter Keil in die Rippen, so daß er in weitem Bogen über das zitternde Jungtier hinweg mit Wucht gegen einen Baumstamm prallte. Der alte Bock war, die Gefahr des jungen Tieres erkennend, angestürmt, gerade noch im rechten Moment wuchtig angreifend. In wilder Panik raste die aufgescheuchte Herde den sicheren Höhen zu. Ehe sich der Räuber wieder zusammenraffen

konnte, waren auch der Alte und das Bergschaf bereits nach den Höhen verschwunden. Mit eingezogener Rute schlich der Wolf durchs Gehölz davon.

Der alte Bock sammelte seine Herde auf einem der Felsvorsprünge. Sie scharten sich um ihn, blickten aber mehr als einmal verlangend nach den grünen Hängen hinab. Keines der Tiere war besonders erschreckt, sie fühlten sich im Vertrauen auf ihren Anführer und ihre Geschicklichkeit viel zu sicher. Nur das junge Tier, das dem entsetzlichen Tode so knapp entronnen war, zitterte noch und drängte sich mit bebenden Flanken dicht an seinen Retter, der mit ruhiger Majestät den Waldessaum prüfte, ob der Feind wohl die Verfolgung aufnähme. Doch er sah nichts mehr von ihm.

Mehrere Meilen führte er seine Herde um die Bergseite herum und ließ sie dann auf sicherer Höhe einige Stunden rasten und friedvoll in der unermeßlichen Stille der kahlen, sonnenumglühten Berggipfel wiederkäuen.

Inzwischen war Peter Allen den ganzen Morgen geklettert und hatte den großen braunen Bock nicht ein einziges Mal zu Gesicht bekommen. Müde vom vielen Steigen, und von den unzähligen Fliegen bald zur Raserei gebracht, gestand er sich mißmutig, daß die Jagd auf Bergschafe doch nicht so leicht war, wie er sich das vorgestellt hatte. Endlich, etwa um die Mittagsstunde, fand er wieder ihre Spur, die nach einem Grashang führte. Mit einem Stoßseufzer der Erleichterung stand er still, um zu rasten, erfrischte sich an einer klaren Wiesenquelle,

aß seinen Speck und Zwieback und zündete sich dann eine Pfeife an. Die Spur war nicht ganz frisch, er hatte also nichts zu versäumen. Schließlich machte er sich wieder an die Verfolgung und klomm weiter aufwärts, bis plötzlich ein schwindelnder Abgrund die Fährte zerriß. Man hätte meinen sollen, kein unbeschwingtes Wesen hätte diesen unheimlichen schwarzen Schacht überqueren können. Allen wandte sich ab und schritt in schräger Linie den Berghang wieder hinab, in der Annahme, daß die Herde zu ihren Weideplätzen zurückkehren würde.

Nachdem er eine Reihe grasiger Berghänge überschritten hatte, auf denen keine Spur zu erkennen gewesen, fand er sich plötzlich in einem Irrgarten von niedrigen Hohlwegen, dichtem Gestrüpp und schmalen grünen Wiesenstreifen. Es war mit Bestimmtheit zu vermuten, daß die Herde sich hier nicht aufhalten würde. Mit unterdrücktem Fluch blickte er verzweifelt nach einem Ausweg um sich. Plötzlich erhellte sich sein Gesicht. Da, gerade die steilste, unpassierbarste aller Schluchten hinab, führte wieder die Spur. Sie schien ganz frisch, und Allen wähnte, die Blätter noch hinter den Tritten sich heben zu sehen.

Geräuschlos glitt er ins bergende Dickicht zurück. Das Gestrüpp war dicht, der Abhang steil und qualvoll zerrissen. Doch nichts konnte ihn jetzt ermüden. Er fühlte sich seiner langersehnten Trophäe sicher und strahlte in der Vorfreude dieses stolzen Besitzes. Plötzlich öffnete sich ein Ausblick durch die Büsche, und er sah, kaum zweihundert Meter entfernt, ein grasendes Bergschaf vor sich.

Langsam tat es Schritt für Schritt, bis es hinter einer Bodenwelle verschwunden war. Jeden Nerv in erregter Erwartung gespannt, schlich Allen weiter, jeden Augenblick auf das Erscheinen des Bocks gefaßt. Nicht der leiseste Zweifel beschlich ihn, ob er auch der einzige Dickhornjäger dieser Gegend sei.

In der Tat war ein zottiger, schlauer, alter Graubart in demselben Augenblick ebenfalls in leidenschaftlicher Verfolgung der Herde begriffen. Er liebte Schaffleisch und wußte auch, wie schwierig es zu erlangen war. Er hatte sich deshalb so geschickt und leise herangeschlichen, daß selbst Peter Allen ihn nicht hatte nahen hören. Als der Bär jedoch plötzlich des Mannes ansichtig wurde, schreckte er zurück. Zwar hatte er in dieser abgeschiedenen Gegend noch kein Lehrgeld für die Erkenntnis zu zahlen brauchen, daß der Mensch das weitaus mächtigste aller Geschöpfe ist, aber instinktiv fühlte er, daß dies unscheinbare Wesen nicht zu unterschätzen sei. Indessen, er war gereizt, denn der Mann war in sein Revier eingedrungen und jagte auf sein Wild. Und in diesem Punkte ist der Bär empfindlich. Aber noch kämpften Wut und Aengstlichkeit in ihm. Er schlich vorsichtig näher an Allen heran, wie dieser seinerseits den Bock anpirschte. Hoch über ihnen im Tiefblau des Himmelszeltes kreiste ein Adler. Seine harten, regungslosen Augen fingen mit schnellem Blick das sich unter ihm anhebende Drama auf.

Trotz seiner riesigen, plumpen Gestalt schlich sich der Bär mit erstaunlicher Geschicklichkeit lautlos voran. Er war

behender selbst als Peter Allen, so daß er ihm bald ganz nahe war, nur noch durch einen schmalen Wiesenstreif von ihm getrennt. Gerade spannte er die Muskeln zum Sprung, als der Mann plötzlich stillstand und etwas wie einen langen braunen Stock an die Schulter hob. Ueberrascht stutzte der Bär.

Peter Allen hatte den Bock ganz plötzlich voll in Sicht bekommen: noch nicht hundert Schritt von ihm entfernt stand er Wache. Es war ein prachtvoll leichter Schuß. Doch als er in sicherer Stellung eben zielen wollte, sprang der Bock ganz plötzlich in die Luft und war wie der Blitz hinter dem Hügel entschwunden. Ueberrascht ließ Peter Allen die Büchse sinken. Da fühlte er etwas Unerklärliches, Unheimliches im Nacken, wandte sich schnell um und gewahrte den Bären, der auf ihn zustürzte. Allen riß die Büchse hoch. Nur ein Schuß durch den Kopf konnte ihn retten. Ein Herzschuß wirft nicht immer einen Bären sofort zu Boden. Schon sah Allen die dunkle Gestalt über sich. Er zielte, zog ab und — wer kennt die Launen des Geschicks — rutschte im selben Moment auf dem lockeren Erdreich aus. Der Schuß schlug dem Bären durch die rechte Schulter, und Allen rollte trotz seinen verzweifelten Haltversuchen acht bis zehn Fuß den Abhang hinab. Die Büchse war dabei gegen einen Baumstamm geschlagen und ihm aus der Hand etwa zehn Fuß den Abhang hinabgeschnellt. Hastig strauchelte er nach ihr hin — da rutschte sie weitere zwölf Fuß hinab. Im selben Moment sah er schon den Bären wie einen Fels-

block auf sich herabkommen. Der Bär war zuerst durch den Einschlag der Kugel zurückgetaumelt, dann aber wild vor Schmerz und Wut seinem Feinde nachgestürzt.

In den nächsten drei Sekunden, in denen Peter Allen die Büchse zu erhaschen suchte, schossen ihm wohl tausend nebensächliche Gedanken durch den Kopf, doch hinter diesen allen stand die kalte Gewißheit, daß sein Schicksal besiegelt sei. Er würde die Büchse nicht erreichen, ehe der Bär auf ihn niedergeschmettert war. Da wieder trieb das unberechenbare Geschick sein Spiel.

Den schmalen Wiesenhang herauf kam plötzlich der braune Bock gerast mit vor Entsetzen stieren Lichtern. Ein Puma hatte sich auf eines der Muttertiere gestürzt und ein zweiter Puma war aus dem Gebüsch gebrochen, hatte aber sein Ziel verfehlt. In wilder Jagd waren die Tiere davongejagt. Da sah der Bock den Bären – mitten im Wege – zum Ausweichen war weder Zeit noch Raum und die Gefahr Auge in Auge ist nicht zu vergleichen mit der im Rücken. Und wenn der Bär ein Mastodon oder ein Megatherium gewesen wäre, es wäre dem vor Panik wilden Tiere gleich gewesen. Er senkte seinen mächtigen Kopf und rannte auf die dunkle Masse los, die ihm und den Seinen den Weg sperrte.

Der Bär hatte in diesem Augenblick der Rache kein Auge für den Bock gehabt, und ehe er sich's versah, war der Bock vor ihm. Erschreckt sprang der Grizzly zur Seite und rollte den Hang hinab.

Allen hatte sich kaum Zeit gelassen, einen Blick auf das unvergleichliche Zwischenspiel zu werfen, sondern war, so schnell er konnte, nach der Büchse geeilt, und als der Bär sich aufrichtete und nach seinem ersten Feinde Ausschau hielt, fuhr ihm eine Kugel mitten ins Gehirn, so daß er zu einem riesenhaften Pelzhaufen in sich zusammensank. Ueber ihnen, den steilen Hang hinan, raste der Bock in wilder verwegener Jagd, die ganze Herde hinter ihm.

Ein Morgen im Silberreif

Die ganze Nacht hatte der große, schneeweiße Hase unter einer jungen Tanne gekauert, von ihren niedrigen, dichten Zweigen, die ein kreisrundes Gehege um ihn bildeten, gegen den Sturm trefflich geschützt. Es stürmte mächtig und der eiskalte Regen, der herabpeitschte, gefror schon im Fallen. Unermüdlich hatte er während der Nacht die ganze Wildnis — Baum und Busch und selbst den Schnee auf Wiese und Lichtung — in einen dicken, harten, glasklaren Eispanzer gehüllt.

Regungslos zusammengekauert, vor einem unerwarteten Angriff durch seine langen feinen Löffel geschützt, hatte der Hase in tiefster Sicherheit geschlafen, denn in einer solchen Nacht wagte sich keiner seiner nächtlich schweifenden Feinde vom Lager.

Beim Morgengrauen hörte der Regen auf, und der Sturm legte sich. In der Stille schien die Kälte noch durchdringender zu werden. Am östlichen Horizont begannen Wolken aufzusteigen und eine dünne, eisige Lichtflut aus Safrangelb und zartestem Rosa ergoß sich über die schimmernde Oede. Gleichzeitig flammte die ganze

Wildnis in einem lodernden Farbenspiel auf, das nicht das Feuer, sondern der Frost schuf. Opal und Kristall schien alles geworden, jeder Zweig, jeder Halm – eine leichtverletzliche spröde Traumherrlichkeit, die ein rauherer Windhauch klirrend vernichten konnte.

Vorsichtig kam der Hase unter seiner schützenden Tanne hervor. Ein dünner, vereister Zweig, den er trotz aller Behutsamkeit gestreift hatte, fiel rasselnd auf die gefrorene Schneedecke. Bei diesem Laut, der, so zart er an sich auch war, doch die Stille schrill zu zerreißen schien, machte der Rammler einen erschrockenen Luftsprung und landete erst mehrere Fuß von seinem Schlupfwinkel entfernt. Er glitt, zappelte und hockte endlich zitternd da, mit seinen großen Sehern nach allen Seiten zugleich spähend und mit der zuckenden Nase schnuppernd, während die Löffel sich ängstlich hin und her bewegten.

Doch keiner seiner Sinne vermochte eine nahende Gefahr zu melden; so wurde er mutiger, und es fiel ihm ein, daß er hungrig sei. Ganz in der Nähe ragten die Spitzen eines Birkenstämmchens aus dem Schnee hervor, sie waren im Winter seine Lieblingsnahrung. Vorsichtig hüpfte er über die glatte Fläche heran, setzte sich auf die Hinterläufe und begann zu knappern. Aber zu seiner bittersten Enttäuschung und Ueberraschung waren die Zweige und würzigen Knospen von einer fast zolldicken Eisschicht verkapselt, durch die sie deutlich sichtbar und verlockend blickten. Zweig um Zweig untersuchte und beschnüffelte er mit seiner feinen Nase, doch überall ward

ihm der gleiche kalte Empfang. Immer und immer wieder umhoppelte er den verführerisch quälenden Busch, unfähig, seine fruchtlosen Versuche zu beenden. Schließlich, voller Verdruß, kehrte er der schnöden Birke seine Hinterseite zu und machte sich zu einer anderen, etwa fünfzig Ellen hinter der Lichtung liegenden, auf den Weg.

Plötzlich aber hielt er an, den Kopf unbeweglich halb zurückgewandt, jeden Muskel wie eine Feder bis zum äußersten gespannt. Irgendwo hinten im Gebüsch, das er eben verlassen, hatte sich etwas bewegt. Nur eine Sekunde, dann löste sich die Spannung. Mit einem wahnsinnigen Sprung setzte er durch das Gebüsch, daß die brechenden Eiskristalle hart auf die schimmernde Schneedecke klirrten. In panischem Schrecken raste er zwischen den schweigenden Bäumen dahin.

Da tauchte hinter den glasigen Zweigen in mächtigen Sätzen eine andere Gestalt auf, schneeweiß wie der flüchtende Hase, doch kleiner als dieser und nicht so schnell. Der kurzbeinige, schlanke und geschmeidige Körper bewegte sich, als sei er ein einziges Muskelbündel. Alles an ihm drückte unbeugsame Entschlossenheit aus, die über den Ausgang des Kampfes kaum einen Zweifel ließ. Die Grazie der langen, vorsichtigen Sprünge war unbeschreiblich. Der dreieckige Kopf mit kleinen, engstehenden Ohren lief in eine schwarze, sehr spitze Schnauze aus, deren dünne, hochgezogene Lippen weiße Fangzähne sehen ließen. Stechend leuchteten die Augen vor Blutdurst. So klein es auch war, lag doch etwas Furchtbares über dem win-

zigen Tier, und seine Verfolgung schien unabwendbar wie das Schicksal.

Ungefähr fünfzig Ellen lang hielt sich das Wiesel genau auf der Spur des Hasen. Dann bog es nach rechts ab. Es hatte seine Beute aus dem Gesicht verloren, doch kannte es dessen Art zu fliehen und wußte, er würde im Kreise laufen und irgendwann wieder am Ausgangspunkt erscheinen. So verschwand es zwischen den violetten Schatten und den rosagelblichen Lichtern des eisbedeckten Waldes.

Minutenlang lag die Lichtung leer, totenstill, während der herbe Glanz der Wintermorgendämmerung sie immer blendender überflutete. Auf einmal erschien der Hase wieder, diesmal jedoch an der entgegengesetzten Seite der Lichtung. Unentschlossen buckelte er mit kleinen, ziellosen und matten Sprüngen bald hierhin, bald dorthin, sichtlich unschlüssig und ohne Spannkraft. In der Mitte der Lichtung schien er plötzlich wie von blasser Panik zu erstarren. Er drehte sich einmal um sich selbst, duckte sich platt auf den nackten Schnee, zitternd und mit hervorquellenden Sehern, auf den Punkt des Waldes stierend, an dem er ihn soeben verlassen hatte.

Eine Sekunde später erschien der Verfolger. Er sah sein Opfer ihn erwartend, beschleunigte jedoch deswegen seinen Lauf nicht um das mindeste. Mit gleichmütiger Entschlossenheit kam das Wiesel näher. Nur seine Kinnladen öffneten sich und ließen das scharfe, blitzende Gebiß erkennen.

Ein einziger dieser fürchterlichen Sprünge noch, und es würde seinem Opfer an der Kehle sitzen. Da klagte der Hase und im gleichen Augenblick sank mit einem zischenden Laut ein dunkler Schatten hernieder. Mächtige Flügelschläge umbrausten ihn, stahlharte Fänge schnappten wie Klammern von hinten in sein Fell. Schon fühlte sich der Hase von der Erde gelüftet. Da klagte er zum zweitenmal. Doch jetzt begann er sich gegen den Angriff des Habichts krampfhaft zu wehren.

Aber es lag nicht in der Art des Wiesels, sich seine Beute wegschnappen zu lassen. Ein grausamer Mörder aus Gewohnheit und Lust auch ohne den Trieb des Hungers, schoß es, ein blendend weißer Pfeil, direkt in die wirbelnde Federwirrnis hinein.

Unter einem der Flügel, wo der Federpanzer am dünnsten war, schlug es seine spitzen Fangzähne ein, um einen Halt zu finden. Mit einem Schreckensschrei löste der Habicht seine Fänge aus dem Rücken des Hasen und krallte wie wahnsinnig nach dem Angreifer. Währenddessen gelang es dem Hasen sich loszuwinden und sich eilends, stark blutend, doch ohne ernstliche Verwundung, in Sicherheit zu bringen.

Trotz seiner gewaltigen Kraft und der zweifellosen Ueberlegenheit seiner Waffen, befand sich der Raubvogel doch in der ungünstigsten Lage. Das Wiesel, ständig seinen tödlichen Griff beibehaltend, hatte seinen Körper so zusammengekrümmt, daß es der Habicht mit seinen Fängen nicht zu erreichen vermochte. Wütend schlug er mit seinem

scharfen Schnabel auf den Rücken seines Feindes ein, doch dessen zähe, elastische Muskeln widerstanden selbst dieser furchtbaren Waffe. Endlich gelang es ihm, den Schenkel des Wiesels zu packen und den zusammengerollten Körper zu strecken. Und nun schlug er seine Fänge tief hinein.

Dieser Griff war unwiderstehlich, doch nicht unmittelbar vernichtend. Das Wiesel drehte und wand sich unter dem schrecklichen Druck, doch es lockerte seinen Biß nicht. Mit gewaltiger Anspannung der Kiefer suchte es bis zu den edlen Teilen vorzudringen.

Es war ein stummes Ringen, nur die Flügelschläge des Habichts weckten einen sausenden Widerhall auf der glasharten Schneefläche und fegten dünne Zweige aus dem Gebüsch klirrend über die Kruste.

Weithin schallte der Laut durch die stille, farbenprangende Wildnis. Er drang bis zu dem Ohre eines streifenden Fuchses, der zierlich, auf Zehenspitzen, voller Vorsicht über die glatte Fläche dahinschnürte. Erwartungsvoll machte er kehrt in der Hoffnung, aus dem Streit seinen Vorteil zu ziehen und so zu dem gewünschten Frühstück zu kommen. Am Rande der Lichtung hielt er an und spähte durch einen Busch, um sich vom Stand der Dinge zu überzeugen, bevor er sich in das Unternehmen wagte.

Trotz dem verzweifelten Kampfe entdeckten die allsehenden Augen des Habichts doch die Umrisse des Rotrocks im Gebüsch. Mit rasendem Flügelschlag erhob er sich über den Schnee. Der Fuchs sprang ihm mit einem blitz-

schnellen Satze nach, umklirrt von Eisstücken. Er kam zu spät. Der große Vogel befand sich schon in der Luft, seine tödliche Beute an der Brust. Mühsam arbeitete sich der fliehende Habicht aufwärts, eine Baumspitze zu erreichen, um dort seinen nagenden Folterer unter dem Flügel abzuschütteln.

Der Fuchs, der die höchste Not des Habichts erkannte, hielt sich laufend unter ihm, indem er erwartungsvoll nach oben blickte.

Mit der ganzen tödlichen Verbissenheit seiner Rasse hatte das Wiesel nicht auf die Luftreise geachtet und wußte nichts von dem, was da unten vor sich ging. Seine glühenden Augen waren unter den Federn seines Feindes vergraben und seine Zähne verrichteten ihre furchtbare Arbeit.

Am Rande der Lichtung, unmittelbar über dem Gezweig einer jungen Birke, die Millionen farbiger Lichtpfeile in den Sonnenaufgang sandte, kam das Ende. Die Zähne des Wiesels hatten das wildklopfende Herz des Habichts erreicht. In einem purpurn quellenden Blutstrom stand es still.

Leblos stürzte der mächtige Räuber der Luft durch die flimmernde, klirrende Birkenspitze und schlug mit weit ausgebreiteten Flügeln schwer auf die harte Schneedecke, fast unmittelbar vor die Kinnladen des Fuchses. Aus der Federmasse tauchte blutbedeckt, triumphierend der boshafte Kopf des Wiesels auf.

Unverzüglich machte der Fuchs sich über den kleinen Sieger her, packte ihn beim Genick, durchbiß es mühelos und schleuderte den schmalen leblosen Körper abseits auf den Schnee. Er hatte keine Verwendung für das ranzige, faserige Fleisch des Wiesels, wenn eine bessere Kost sich bot. Dann zog er den Habicht dicht an den Stamm der jungen Birke und legte sich nieder, um ein behagliches Frühstück zu halten.

Kein Schiff hatte sich jemals freiwillig in den Bereich der finster drohenden Felsenküste gewagt, die sich in meilenweiter Erstreckung erbarmungslos dem wütenden Ansturm der Wogen des nordatlantischen Ozeans entgegentürmte und sie zu machtlosen Gischtwolken zerschmetterte. Selbst die glühende Augustsonne vermochte nur selten den feuchtkalten Nebelschleier zu durchdringen, der trügerisch die Klippen verhüllte.

Etwa ein halbe Meile vor dieser Küste zog sich wie ein Schutzwall eine Reihe kleiner inselähnlicher Felsenriffe, deren einige, fast immer von den Fluten überspült, wie unsichtbare Dämonen der Tiefe den Schiffen sicheres Verderben brachten, während andere kahl und scharf wie Lanzenspitzen gen Himmel sprangen, den wütendsten Orkanen und Fluten zum Trotz. Weder Gras noch Baum oder Strauch verhüllte die Zackenrisse der Klippenfront, aber jahraus, jahrein, Sommer und Winter, Tag und Nacht lärmten kreischend Myriaden von Seevögeln um die Schroffen.

Auf einer Klippe erblickte der junge Seehund zum ersten

Male das mystische Licht seiner nördlichen Heimat. Von all der Jugend dieser Einöde war er wohl der gewinnendste in seinem weißen, dunkelschattierten, wolligen Röckchen, dem runden Babykopf mit den dunklen, sanften Lichtern, die verwundert und weit aufgerissen alles und jedes betrachteten, was sie von der Klippe am Meer aus erspähen konnten. Er lag für gewöhnlich durch eine vorstehende Felsnase halb verdeckt und von dem Gestein, das sein Lager bildete, kaum zu unterscheiden. Er fühlte aber auch nicht das geringste Bedürfnis, die öffentliche Beachtung auf sich zu lenken, denn drohend streiften bisweilen die Schatten großer Seeadler das Felsriff oder es zogen Eisbären an ihm vorüber auf ihrer Wanderung nach Süden.

Die unzähligen Möwen, Meeresschwalben und Alken aber, deren unaufhörliches Gekreisch in den Klippen wiederhallte, kümmerten sich nicht um das kleine Tier da unten, sie kannten es ja und seine Stammverwandten und wußten, wie harmlos sie waren.

Den kleinen Seehund dagegen interessierten die lärmenden Vögel sehr. Aber nicht nur sie. Mit unermüdlicher Neugierde staunten seine milden Lichter in die Welt. Das Meer unmittelbar zu Füßen seines Felsen konnte er nicht sehen, aber weiter draußen sah er das Spiel der Wogen und fühlte sich seltsam zu ihm hingezogen. Ob sie bleiern und dunkel drohend unter regenschweren Wolkenmassen dahinrollten oder in den seltenen Strahlen der Sonne grünlich schimmerten, er liebte sie und empfand ihre Nähe

mit Entzücken. Doch auch der Himmel erregte freundlich seine Sinne. Da trieben weiße Cirruswölkchen durch die Unendlichkeit seiner dunkelblauen Tiefe, und wenn die Dämmerung kam, schossen plötzlich wunderbar leuchtende Strahlen hinter dem dunklen Gezack der Klippenkette hervor und falteten sich wie ein Riesenfächer über das ganze Firmament aus.

Ja, er lag oft einsam oben auf seiner Klippe, der junge Seehund, während die Mutter draußen auf Fischfang war. Viele Fische gehörten dazu, ihren gewaltigen Hunger zu stillen, und die kräftigste Kost war nötig, ihr rotes Blut in der Eiseskälte der arktischen Strömungen warm zu erhalten. Wohl gab es reichlich Fische längs der Küste — die Natur schien mit der Fruchtbarkeit der Meerestiefen für die wilde Einöde über den Wogen entschädigen zu wollen — aber die Fische waren schnell und vorsichtig und nur ausdauernder List erreichbar. So mußte der junge Seehund oft lange hungern, ehe die Mutter zurückkehrte. Doch wenn sie dann endlich kam, den Felshang hinaufwatschelnd, und mit dem runden, feuchtschimmernden Kopf hinter der Felsnase einen Augenblick hervorlugte, dann kannte das Entzücken des kleinen Wollhäufchens keine Grenzen. Aber es war nicht nur die nahende Befriedigung seines Hungers und nicht nur die Zärtlichkeit der Mutter nach so langer Einsamkeit, die ihn in der Nähe ihres von salziger Nässe glatten Körpers durchschauerte, sondern eine dunkle Ahnung des freien Lebens in den endlos bewegten Weiten des ewigen Meeres.

Eines Tages, als er schon etwas älter geworden war und nach der unmittelbar reizenden, lichten Außenwelt nun auch die Schatten seiner nächsten Umgebung zu untersuchen begann, entdeckte er ein graues Etwas, das weiter im Hintergrund auf der anderen Seite der Klippe lag. Er hatte bisher noch nicht bemerkt, daß die Klippe zwei Familien beherbergte. Mit unbeschreiblich liebevollen Blicken äugte er zu dem kleinen, eben entdeckten Nachbar hinüber und traf auf einen nicht weniger freundlichen Blick. Da erhob er sich auf die kleinen Flossen und hoppelte mit ungeheuren linkischen Anstrengungen zu ihm hinüber. Und schon nach wenigen Minuten kugelten beide in größter Zufriedenheit übereinander.

So fand sie die zu ihren häuslichen Pflichten zurückkehrende Mutter des kleinen Fremden. Sie war kleiner und jünger als die andere, hatte aber die gleichen gütigen Augen und den gleichen salztriefenden Rock wie diese. Und als ihr Junges nun zu ihr hin stolperte, um gesäugt zu werden, kam auch das andere vertrauensselig angewatschelt, um auch die Muttermilch mit dem eben gewonnenen Freund zu teilen. Die junge Mutter zog sich jedoch ärgerlich grunzend von ihm zurück, doch das Junge drängte sich mit einer solchen Beharrlichkeit nach seinem Ziel, daß es schließlich seinen Willen bekam. Und als nach einer halben Stunde seine eigene Mutter heimkehrte, gesellte sie sich, ohne nur einen Moment zu zögern, zu der kleinen Gruppe, und hinfort ward die Klippe der Sitz der friedlichsten Muttergemeinschaft.

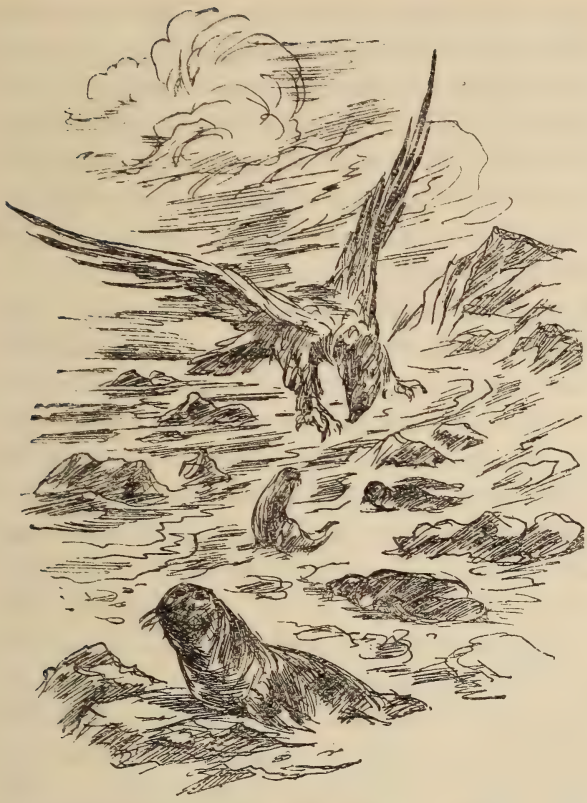
Ein oder zwei Wochen später war die Insel in zauberhaften Sonnenfrieden gehüllt. Am Rande der in der Ebbe zurückgewichenen Brandung lagen die Seehunde und badeten sich in der Sonnenglut. Die Möwen lärmten in leidenschaftlicher Lebensfreude und stritten spielend um die besten Beutestücke ihrer Fischzüge. Das Meer schillerte in den seltensten Farben des Opals und Saphirs, und selbst die schwarzen Klippen hüllten ihre schroffen Flanken in weiches, wallendes Luftgewebe. Es war eine Zeit köstlichster Trägheit, wollüstigen Sichgehenlassens. Vergessen schien alles Unheil — und gerade jetzt sollte das kleine Herz des jungen Seehundes die ersten Schauer der Furcht empfinden.

Er lag neben seiner Mutter, etwa zwölf Fuß außerhalb der Höhle. Wenige Schritt von ihnen entfernt rollte sich sein kleiner Lagergenosse in den warmen Sonnenstrahlen. Er war im Augenblick ganz allein, denn seine Mutter hatte sich voll Vehemenz den Abhang hinabgestürzt, nach einem von den Wellen an Land geschwemmten verwundeten Fisch. Doch kaum war sie an den Rand des Wassers gelangt, als ein heller Schatten über die Felsen glitt. Blitzschnell schwang sie sich herum und mühte sich in überstürzter Eile den Abhang wieder hinauf. Doch zu spät! Sie sah, wie die anderen Weibchen sich schützend über ihre Jungen warfen, die Köpfe mit entblößten drohenden Fängen gen Himmel gerichtet. Nur ihr eigenes Junges lag hilflos in der hellen Sonne und blickte verwundert auf den Tumult um sich herum. Als es die heranstürzende

Mutter bemerkte, hob es sich schnell und freudig quiekend auf die schwachen kleinen Flossen, um ihr entgegenzuwackeln. Doch schon rauschten furchtbare Schwingen über ihm, ein Windstoß streifte seinen Hals und im nächsten Moment senkten sich ihm zwei riesige Fänge eisern in Nacken und Rücken – mit ersticktem Wimmern erlosch das winzige Leben. Gleichmütig hob sich der Adler wieder in die Lüfte und zog, von dem heiseren Gebell der wütenden Robben gefolgt, über die Bucht den dunkel herüberdrohenden Klippen zu. Sein kleines Opfer hing leblos in den riesigen Krallen. –

Das andere Junge – so unmittelbar von den Schwingen des Todes gestreift, wich in den nächsten Stunden nicht von der Seite der Mutter. Er war nun der Liebling zweier Mütter geworden; denn die Beraubte wandte ihre ganze Aufmerksamkeit und Liebe ihm zu. Bei solcher Pflege und reichlicher Nahrung gedieh er zum prächtigsten aller Seehunde der Insel. Der Schreck war bald von ihm gewichen, hatte aber eine instinktive, nimmer rastende Wachsamkeit zurückgelassen.

Nicht lange nach diesem unglücklichen Ereignis begann der Pelz des jungen Seehundes sich zu verändern. Ein straffer, dicht anliegender Unterpelz erschien und stieß die wolligen, feineren Haare ab. In erstaunlich kurzer Zeit schon glich er ganz seiner Mutter in dem gelblichgrauen mit unregelmäßigen schwarzen Flecken übersäten Rock, nur am Unterkörper war die Farbe ein reines, ungetöntes Gelbgrau. Und jetzt endlich geleitete ihn seine Mutter



zum Rande des Wassers hinab, wohin er niemals früher hatte gehen dürfen.

So sehr er den Anblick der Wellen und ihren salzigen Geschmack geliebt hatte – als ihn nun die ersten spülenden Wellen unheimlich kühl und lebendig berührten, fuhr er erschreckt zurück. Schleunigst machte er kehrt und zog

sich auf den sicheren Felshang zurück. Die kürzlich ihres Jungen beraubte Mutter schwamm einige Fuß nur vom Ufer entfernt und lockte mit sanften Rufen. Er wäre gern zu ihr geeilt – aber ängstliche Beklemmung hielt ihn zurück. Da entschied die Mutter das peinliche Dilemma. Mit ihrer runden Schnauze stupste sie den unentschlossenen Sohn ganz unzeremoniell mitten in das tiefe Wasser hinein.

Sofort kam er wieder hoch – äußerst erschreckt – fand aber sofort, daß er sich im Wasser leichter und natürlicher bewegen konnte als am Ufer. Und diese neue Entdeckung benutzte er, um so schnell wie nur irgend möglich wieder ans Ufer zu kommen. Doch welche Enttäuschung! Die am Rande des Wassers seiner harrende Mutter wies ihn unbarmherzig wieder hinaus, er schwamm wieder zurück und – nach wenigen Minuten der ersten Verblüffung – fühlte er voll Entzücken, daß er endlich sein wahres Lebenselement gefunden. Hier gehörte er her und nicht auf die Felsen, wo er so hilflos herumgestrauchelt war. Er schwamm, tauchte unter und schoß wie ein Fisch dahin, von einem wunderlichen Freudenrausch erfaßt. Nun kehrte er nur selten nach der Klippe zurück, sondern schlief dicht an der Seite der Mutter oder seiner alten Freundin auf dem offenen Felshang oberhalb der Flutgrenze.

Es dauerte nicht lange, so kam der Herbst mit seinen Wettern und Stürmen. Schnee und Hagel trieb aus dem Norden hernieder und lag in dicken Schichten auf den flachen Stellen der Insel.

Es schien, als ob der Sturm die Insel zerreißen wolle, und die schwarzen Wogen tobten mit ihm um die Wette. Dem Schneegestöber auf dem Fuße folgte die Vorhut der arktischen Kälte. Sofort erstarrten alle von den Fluten hinterlassenen Tümpel zu Eis.

Ganz im Gegensatz zu ihren Stammverwandten, den „Harps" und den „Hoods" fühlten sich die Seehunde schon nach einer Woche dieses Stürmens und Treibens unbehaglich und, einem plötzlichen Impuls folgend, zogen sie in einer Herde von etwa zwanzig Tieren nach Süden. An ihrer Front unser junger Seehund zwischen seinen beiden Müttern.

Sie hielten sich etwa eine halbe Meile vom Ufer entfernt, folgten aber immer dem Zug der wüst tosenden Küste, wo sich im seichten Gewässer die zahlreichen Fische aufhielten, die sie zur Wanderzehrung brauchten. Mit der Schnelligkeit eines Motors schossen die schlanken, glatten runden Körper voran. Jeder, sich keilartig nach hinten zuspitzend, schien ein geschmeidiges, mit Energie geladenes Muskelbündel.

Mochte das Wetter die Küste peitschen, in der schwarzen Tiefe der gigantischen Wellentürme war immer Schutz vor dem Pfeifen der Winde, herrschte eine Stille, in der auch die Möwen sich einen Augenblick ausruhen konnten von den Erschütterungen ihres Sturmfluges. Während der Aufruhr die Wellengipfel zerriß und ihre Kronen zu peitschendem Sprühregen zerfetzte, schlüpften die Seehunde dicht unter diesen gefolterten Regionen dahin oder

sie tauchten hinab in stille Dämmerung, wo nur noch vorübergleitende grünliche Schatten von dem Toben in der Höhe Kunde gaben. Seltsam phosphorisch leuchtende Gestalten wankten dort umher oder hafteten regungslos zwischen den stillen, starren Felsen. Es war den Seehunden ein leichtes, sich hier tief unter der sturmgepeitschten Oberfläche zu halten, denn länger als jedes andere Tier roten Blutes, mit Ausnahme der Wale, können sie den Sauerstoff entbehren, wenngleich keines von ihnen die Meerestiefen je gesehen, die der Wal mitunter aufzusuchen pflegt.

Lücken in der Küstenlinie, die Anfang und Ende einer Insel verrieten, führten den kleinen Emigrantenzug öfter in Versuchung, zwischen diesen engen Uferbänken landeinwärts zu schwimmen, und so drangen sie hin und wieder in stille Buchten vor. Dort spielten sie dann oder jagten den Lachs, ihre Lieblingsspeise, aus den seichten Wassern. Eine Woche wohl waren sie nach Süden gewandert und schließlich in eine Bucht gelangt, wo die Wellen sanft einen weichen, sandigen Strand umspielten. Hier war es schon milder. Eine halbe Meile landeinwärts spürten sie nichts mehr von den scharfen Winden, und in stiller Zufriedenheit lagerten sie sich unter nächtlichem Himmel zu kurzer Rast am Rande des Wassers. Nicht weit von ihnen zog sich dunkler, dichter Tannenwald. Doch sie kannten jetzt fern von dem nördlichen Jagdgebiet ihres erbittertsten Feindes, des Polarbären, keine Furcht, und auch vor dem Ueberfall der Adler, die ihre Jungen be-

drohten, fühlten sie sich jetzt im Schutze der Nacht geborgen.

Von dem kleineren, rostfarbenen, breitköpfigen Stammverwandten des Polarbären in Labrador aber ahnten sie nichts.

Eng zwischen seine beiden Mütter gekuschelt, lag friedlich schlummernd der kleine Seehund. Er liebte die Wärme des Zusammengedrängtseins, zumal vom Wasser herauf eine leichte, vom Frost geschärfte Brise wehte. Man kann aber zuweilen auch etwas zu eng liegen. Er erwachte und drängelte protestierend nach beiden Seiten, um sich etwas mehr Platz zu schaffen. Dabei hatte er den Kopf erhoben, und plötzlich waren seine scharfen Augen auf ein schwärzliches Etwas gefallen, das wie ein wandelnder Felsblock zwischen dem Wasser und dem Gehölz daherkam. Ein Schreckschuß des Verstehens fuhr ihm durch das Rückgrat und in der gleichen Sekunde sträubten sich die steifen Nackenhaare. Mit kurzem schrillem Alarmschrei riß er sich hoch und stürzte dem rettenden Wasser zu.

Sofort warf sich auch der Bär den Abhang hinab, unaufhaltsam niedersausend wie ein Bergrutsch. Die Seehunde – alle leichte Schläfer – waren erwacht und ruderten in wildem Durcheinander nach dem Wasser. Nur für einen kam der Alarm zu spät, für die Mutter des jungen Seehundes. Gerade als sie sich hochriß, verwirrt und ungewiß, stürzte der Bär über sie her, warf sie nieder und ein schrecklicher Schlag auf die Schnauze zerschmetterte ihren Schädel. Eine leblose, bebende Masse

lag sie am Boden, während die übrigen laut platschend sich ins Wasser retteten und lautlos davonschwammen. Der Bär aber schüttelte den leblosen Körper seines Opfers hin und her, um sich zu vergewissern, daß es auch wirklich tot sei, dann schleppte er es zufrieden brummend in den dichten Tannenwald.

Aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt, wählten die Seehunde nach dieser Schreckensnacht die rauhen, unwirtlichen Klippen und Felseninseln zu ihrer Ruhestätte, doch wenn sie die Luft ankam, suchten sie voller Vorsicht auch weiter gern die stillen Buchten auf.

Ihre Reise verlief bei aller Wachsamkeit sorglos und freudig, ja, ihre Lebenslust machte sich öfter in endlosen Spielen Luft, dann tummelten und haschten sie einander wie Kinder. Doch nichts hielt ihren Zug nach Süden auf, und als sie in die Belle Isle-Straße einbogen, befanden sie sich plötzlich unter blauem Sommerhimmel. Hier — unter der Führung eines alten erfahrenen Seehundes, der der südlichen Wanderung schon oft gefolgt war — verließen sie die Küste von Labrador und durchquerten furchtlos die Wasserstraße, bis sie die Küste von Neufundland erreichten. Dieser folgten sie westlich bis zum St. LorenzGolf und wandten sich dann wieder nach Süden. Dann zogen sie längs der Südwestküste der „Province"-Insel, die in den amethystfarbenen Lichtern des Altweibersommers spielte, und durchquerten Gewässer, in deren üppigem Fischreichtum sie schwelgten, bis sie fett und schwer und träge wurden. Hier behagte es dem

kleinen Seehund und anderen seiner jungen Gefährten. Gern wären sie geblieben, doch die älteren Tiere wußten, daß der lange Winter mit schneidendem Frost, kargen Sonnenblicken und dem Höllenkonzert ächzender, dröhnender Eisschollen auch hier bald einziehen würde. So wurde die Reise fortgesetzt. Weiter drängten sie durch den breiten Torweg des Golfs, vom Kap Ray bis zum Kap North, dem östlichsten Punkt von Neu-Schottland. Gutes Wetter begleitete sie, und gemächlich fröhlich zogen sie dahin, bis sie die Myriaden von Inseln in der Bucht von Tusket nahe der westlichen Spitze der Halbinsel erreichten. Hier gab es unzählige unzugängliche Zufluchtsorte, Nahrung in Hülle und Fülle und mildes Wetter. Hier blieben sie.

Und gerade hier, draußen vor den Tuskets, sollte der junge Seehund erfahren, daß nicht nur vom Land, wie er bisher geglaubt, ihm und den Seinen Gefahr drohte.

Es war an einem stillen Herbstmorgen, blau und klar wölbte sich der Himmel, und Luft und Wasser schienen von den Reflexen der Sonne erfüllt. Die Seehunde lagen an der Küste der äußersten Inseln in der Sonne, nur einige wenige der Jüngeren tummelten sich spielend im Wasser. Erschöpft hielt unser Seehundjunges inne, es hatte unten zwischen dem Seetang einen harten Ringkampf ausgefochten und mußte Luft schöpfen. Da fielen seine Augen auf ein schmales, graues, dreieckiges Etwas, das im Herankommen blitzschnell die weichen Wellen teilte. Plötzlich entstand erregtes Hin und Her, und

scharfe Warnungsschreie gellten vom Ufer herüber. Schnell tauchte der Seehund weg im rechten Winkel zur Annäherungslinie des unheilvollen Wesens. Doch im selben Moment schon sah er die schreckliche graue Erscheinung, dreimal größer von Gestalt als er selbst, auf sich zuschießen. Sie hielt den Körper etwas zur Seite geneigt, so daß der weißliche Bauch sichtbar war und öffnete ihm einen gräßlichen, mit dem reinsten Sägewerk bewaffneten Schlund entgegen. Mit einer schnellen Wendung entging er, wenn auch nur um Haaresbreite, dem heranschießenden Ungeheuer, doch das Schnappen der gräßlichen Fänge, der giftige Blick der bösen kleinen Augen ließ ihn in panischem Schrecken verzweifelt hierhin und dorthin schießen. Der Hai schien einzusehen, daß er gegen diese Geschicklichkeit nicht aufkommen könne, denn er wandte sich plötzlich dem Ufer zu, wo er eine leichtere Beute erspäht hatte. Dort mühte sich nämlich ein junger Seehund, vor Entsetzen ganz kopflos, das Ufer hinauf, anstatt in der Tiefe des Wassers seine Rettung zu suchen. Eben zog er noch die schmalen, schwanzartigen Hinterflossen nach und hatte sich beinahe schon in Sicherheit gebracht, als plötzlich der große runde Schlund des Hais aus dem Wasser sprang und mit ihm aufplatschend dahin zurückfiel. Rote Blutspritzer verrieten am Rande des Felsens das Werk dieses gräßlichen Augenblicks. Die anderen Robben stießen wild mit den Köpfen, sprangen auf ihren Vorderflossen hin und her und bellten ihre Erregung gen Himmel. Nach wenigen Minuten aber zogen

sie sich eilig nach einer der inneren Inseln zurück. Hierhin folgte der Hai ihnen nicht, denn er haßte seichtes Wasser.

In diesem Archipel hätte das kleine Seehundvölkchen gewiß den Winter über in Frieden leben können. Doch schon nach wenigen Wochen überkam ihren alten bisher unbestritten anerkannten Führer wieder der unwiderstehliche Drang nach Süden. Diesmal und zum ersten Male versagte jedoch seine Autorität. Kaum die Hälfte der kleinen Gruppe folgte ihm, doch auch unser junger Seehund gehörte den Getreuen an, ebenso wie seine mildäugige Mutter.

Sie umschwammen die äußerste Spitze Neu-Schottlands, kreuzten die Fundy-Bucht und hielten sich einige Tage in der Nähe der Vorgebirge von Grand Manan. Eines Tages, der junge Seehund hatte sich in lebensprühendem Uebermut etwas weit von der Herde entfernt, sah er sich plötzlich dem schwarzen Rumpf eines Fischerbootes gegenüber, das in träger Schwere auf den Wellen schaukelte. Erschrocken tauchte er unter, um sich eine sichere Nachbarschaft zu suchen, als er — o Glück ohnegleichen — sich plötzlich mitten in einer Heringsschule befand. So etwas war ihm doch noch nie passiert. Nicht weniger aufgeregt als die wild durcheinander stiebenden Tiere jagte er voll gieriger Lust um sich schnappend durch die Masse hindurch, rechts, links, mordete mehr, als er fressen konnte, bis er des Treibens müde aus dem Schlaraffenland, dessen Ueberfluß ihn schier zu erdrücken schien, wieder

auftauchen wollte. Doch was war das? Unsichtbare Mächte hielten ihn, stießen ihn zurück. Verwirrt schoß er gerade in die Höhe — an die Oberfläche — Entsetzen! — direkt unter zwei kühne, blaue Menschenaugen, die über den dunklen Rand eines Bootes blickten. Er war einen Moment wie erstarrt, dann aber tauchte er mit Blitzesschnelle, sank mitten in den ihn immer unheimlicher umdrängenden Fischschwarm. Wohin er sich in seiner Verzweiflung aber auch wandte, immer warfen ihn — jetzt sah er es deutlich — kaum sichtbare, durcheinanderlaufende Fäden zurück. Voller Todesangst stürmte er gegen sie an, um die Mauer zu durchbrechen, doch je wilder er kämpfte, sich wand und zappelte, je enger schlossen sich die Fäden um seinen Körper bis er schließlich die Flossen nicht mehr rühren konnte. Um ihn herum wimmelte es von Myriaden panikgeschlagener Fische. Plötzlich fühlte er sich hochgezogen — über die Wasserfläche — in das Boot hinein.

Als die Fischer den Schaden in ihrem Netz besahen, hätten sie der „verflixten Robbe" am liebsten den Garaus gemacht. Doch wie sie so vor ihnen lag und mit ihren sanften unschuldigen Augen verwundert und hilflos durch die Maschen des Netzes schaute, faßte der Kapitän nach dem todbringend geschwungenen Arm des Bootsmannes. „Halt Jim! Hol's der Teufel, das Kerlchen hat Augen wie ein Mensch! Es verdient ein besseres Los! Ein schöneres Geschenk kann ich meiner kleinen Libby gar nicht heimbringen, obgleich sie sich eigentlich einen Kanarien-

vogel gewünscht hat. Vorwärts Jungens! Wickelt das Tier aus dem Netz!"

Nun war Miß Libby zwar noch ein Kind, doch hatte sie schon die bestimmtesten Ansichten, die sie mit Entschiedenheit vertrat. Und so wollte sie den kleinen Seehund mit seiner unmelodischen Stimme keinesfalls als Ersatz für den versprochenen Kanarienvogel gelten lassen. Einmal enttäuscht, mochte sie das Tier erst überhaupt nicht ansehen, langsam aber gewann es durch den Blick seiner sanften Kinderaugen und durch häufige Beweise ahnungslos liebevoller Gesinnung doch ihr Herz. Freundlich ging sie auf seine Wünsche ein und lachte über die drollige Ungeschicklichkeit des beweglichen Kleinen. Ja, manchmal strich sie ihm sogar verstohlen zärtlich über den glatten, runden Kopf, aber niemals wollte sie gestehen, wie gern sie ihn eigentlich hatte, trotz seiner häßlichen Flossen und seiner rutschenden, grotesken Bewegungen.

Auch Libbys Mutter konnte anfangs zu dem neuen, wunderlichen Haustier keine Zuneigung fassen. Nach ihrer Meinung und nach ihrer Naturgeschichte war der junge Seehund ein Fisch, und das ließ sie sich nicht ausreden.

„Das sieht dir ähnlich", zankte sie mit ihrem Mann. „Als ob man nicht den ganzen Tag, jahraus, jahrein nichts weiter sieht und hört als Fische! Nein! Da mußt du erst noch einen lebendigen Fisch ins Haus schleppen, damit er einem überall herumrutscht und man auf Schritt

und Tritt über ihn stolpert! Und was soll er eigentlich zu fressen bekommen, möchte ich wissen?"

„Er frißt Fische, Mutter, ist aber selbst kein Fisch, ebensowenig wie du und ich", grinste der Kapitän. „Aber er soll dir keine Minute länger im Wege liegen, sondern im Hof seinen Platz bekommen. Ich werde das große Melasse-Faß draußen eingraben und mit Meerwasser füllen. Da kann er drin spielen. Er ist wirklich ein lustiger kleiner Kerl und sanft wie ein Kätzchen."

„Nun gut. Aber daß du es weißt! Ich will nichts mit ihm zu tun haben!" erklärte Mrs. Barnes mit Nachdruck. Und so kam es, daß der junge Seehund des Kapitäns erklärter Liebling wurde.

Der Familie Barnes gehörten noch zwei weitere wichtige Mitglieder an: eine große, gelbe Katze und Toby, ein kleiner, wirrhaariger, blaugrauer Skyeterrier. Kaum hatte die Katze den Seehund erblickt, so saß sie mit einem Sprung oben auf der Küchenanrichte, fauchte und rollte den dicken buschigen Schwanz. Ihre Augen glühten wie grüne Vollmonde! Toby dagegen war dem sanftäugigen Fremdling gastlich entgegengekommen. Furcht kannte er nicht, und im übrigen liebte er es, einen Unterschied zwischen sich und der Katze zu veranschaulichen. Mit seinem langhaarigen Schwanzstummel freundlich wedelnd näherte er sich dem Seehund und beschnüffelte ihn mit gefälliger Neugierde. Und der Seehund, dessen einsames Herz sich schon lange nach Kameradschaft sehnte, begeg-

nete seiner Annäherung mit inniger Wärme. Von nun ab waren beide die besten Freunde.

Doch es dauerte nicht allzu lange, so betrachteten auch Mrs. Barnes und die große gelbe Katze den Fremdling zwar aus der Ferne, aber mit einem gewissen Interesse. Besonders wenn er auf dem Hofe mit Toby Ringkampf spielte, der immer damit endete, daß sich der gutmütige Seehund auf den Rücken wälzte, während Toby mit aufgeregtem Gekläff ihm triumphierend zwischen die Vorderflossen sprang. Dann pflegte sich die gelbe Katze auf einen Holzhaufen in der Nähe zu hocken und dem Vorgang mit intensiver, wenngleich reservierter Aufmerksamkeit zu folgen.

Mrs. Barnes aber trat aus der Küchentür, lockte den Seehund herbei und gab ihm köstliche, warme Milch zu trinken. Freilich geschah das nur, wenn Libby in der Schule und der Kapitän auf See war. Dann ließ sie sich auch gern im Schaukelstuhl am Fenster nieder, nahm ihr Strickzeug und beobachtete die beiden beim Spiel, nicht ohne immer wieder über den wunderlichen kleinen Seehund in tiefe Grübeleien zu versinken.

„Wenn man sich recht überlegt", pflegte sie dann vor sich hin zu sinnen, „daß ich hier Tag für Tag sitzen kann, um eine derartige Kreatur zu beobachten. Und ein Fisch ist er doch, sage ich, wenn er auch um das Haus herumrutscht und wie eine Katze Milch trinkt. Es ist kaum zu glauben."

Als endlich der atlantische Winter die Küste heimsuchte,

sie mit scharfen Fröſten ſchlug und mit Sturm umpeitſchte, kehrte Kapitän Ephraim zu langem Aufenthalt heim in ſeine gemütliche warme Hütte. Während eines Aufenthaltes in New York hatte er einmal dreſſierte Seehunde geſehen und ihre Intelligenz mit Staunen erkannt. So machte er es ſich während der langen müßigen Winterabende zur Aufgabe, dem jungen Seehund allerlei Kunſtſtückchen beizubringen. Angeſpornt durch reichliche Belohnung in Geſtalt von friſchen Heringen und warmer Milch, lernte das Tier ſo ſchnell, daß der begabte Toby bald überholt war. Bald verfügte der Seehund über ein ganzes Repertoire hervorragender Kunſtſtückchen, die ihn zum „Stern" einer jeden Truppe gemacht hätten. So konnte er zum Beiſpiel mit zwei an die Vorderfloſſen gebundenen Zinntellern gegen einen Eimer ſchlagen, was dann ein Konzert ergab, vor dem Hund und Katze in ſchleuniger Flucht das Zimmer räumten und das den Künſtler ſelbſt am meiſten erſchreckte. Aber dies war nur der inſtrumentale Teil. Bald hatte der Seehund auch gelernt, ſeinen Kopf himmelwärts zu richten und, während er mit den zwei Tellern den Eimer bearbeitete, lange, tiefmelancholiſche Töne auszuſtoßen. Dies war Vokalmuſik und der Kapitän meinte, zu Libby gewandt, daß der Seehund nun doch als Erſatz für den Kanarienvogel gelten könne.

Gegen Ende April ſollte des jungen Seehundes Geſchick ſich wenden. Kapitän Ephraim war das Kommando eines hübſchen, kleinen Schoners übertragen worden, der auf

Dorschfang nach den „Grand Banks" auslaufen sollte. Er verkaufte deshalb sein kleines Anwesen bei Eastport und brachte seine Familie nach Gloucester, Massachusetts. Dabei fiel ihm recht schwer aufs Herz, daß Gloucester ja kein Aufenthaltsort für einen Seehund war, und so verkaufte er ihn zu einem recht tröstlichen Preis dem Agenten eines Tierzüchters. In der schmerzlich-stolzen Hoffnung, daß er einmal der Clou im „Sheperd's Bush" oder „Earl's Court" werden würde, ließ ihn die Familie Barnes ziehen. Bald war er auf einem Frachtdampfer nach Liverpool unterwegs und der bevorzugteste und beliebteste aller Passagiere. So ging alles gut, bis das Schiff sich von dem Kap Race, Neufundland, abwandte und die verräterischen, unversöhnlichen Klippen des Vorgebirges ihrem Rufe Ehre machten. Während eines wütenden Südwest wurde das Schiff an die Küste geschleudert. Kaum vermochte sich die Mannschaft in Booten zu retten, ehe es in tausend Stücke brach.

Plötzlich, während ihm eine leise Erinnerung dämmerte, befand sich der Seehund wieder mitten in den rollenden Wogen des Atlantischen Ozeans, seiner herrlichen, kühlen Heimat. Das erste Land, das er erblickte, war ein hoher, massiger Felsen, der, wie er bemerkte, eine Insel war. Als er um sie herumschwamm, schoß er mitten in eine kleine Herde Stammverwandter. Freudig näherte er sich ihnen, und die Fremden, meist Weibchen und ihre Jungen begegneten ihm mit gutmütiger Gleichgültigkeit. Doch einer der Herde, ein großer, ausgewachsener Seehund,

der sich anscheinend als Oberhaupt fühlte, knurrte ihn an und zeigte die Zähne. Höflich ging ihm der junge Ankömmling aus dem Wege, erkletterte das Ufer und legte sich neben zwei freundliche Weibchen etwa zwanzig Fuß oberhalb der Brandung. Der alte Seehund aber kam über den Felsen herübergerutscht, jagte die beiden Weibchen barsch ins Wasser und stürzte sich mit der ganzen Wucht seines schweren Körpers auf den Fremdling. Doch da kam er an den Falschen! Ein rötlicher Funke blitzte in dessen Lichtern auf. So jung er war, er kam seinem Gegner an Größe gleich, und dank seiner Dressur war er hier auf dem Lande doppelt so geschickt wie dieser. Als der Alte auf ihn zuschoß, wich er blitzschnell zur Seite und wieder herum. Dann faßte er den Alten an der Wurzel seiner Flossen und hielt wie eine Bulldogge fest. Da stieß der Alte einen hellen Schrei aus, und sobald der junge Seehund dies Zeichen der Unterwerfung vernahm, ließ er los. Eiligst verschwand sein Feind im Wasser. Der junge Seehund erhob, kräftig auf die Vorderflossen gestützt, sein rundes Haupt und blickte um sich. Friedlich und zutraulich lagen die Weibchen, die wieder an Land gekommen waren, in seiner Nähe. Ein dunkles Gefühl von Stärke und Macht durchbrauste sein Herz. Dumpf rollend sandte der Ozean Woge auf Woge aus seiner ewig bewegten Weite.

Der Hauptwolf von Quah-Davic

Er war übernatürlich größer, kraftvoller und ungezügelt wilder als irgend einer seiner grauen geisterhaften Rotte, die plötzlich aus dem Norden herabgekommen war und die einsam verstreut liegenden Siedlungen des unteren Quah-Davic-Tales schreckte. Die Abergläubischen sagten, er sei ein „loup-garou" oder Werwolf und resignierten in dem Glauben, daß es unmöglich sei, gegen die List und Macht eines derartigen übernatürlichen Wesens anzugehen. Ihre nüchterneren Kameraden dagegen verwirrte und verstimmte die Mystik, mit der sich der unheimliche Wüterich zu umgeben verstand. Sie kannten wohl den grauen oder „wolkigen" Wolf des Ostens, dieser aber war größer als zwei von jenen zusammen und wilder und unerschrockener als mindestens zehn von ihnen. Die Rotte zählte nur etwa ein halbes Dutzend Wölfe, ihr mächtiger Anführer aber mit den langen Fängen und den schlanken langen Flanken leitete sie mit derartiger List, daß sie äußerst gefürchtet waren und das nicht nur im Tale selbst, sondern in weitem Umkreise darüber hinaus. Wenn nun die An-

siedler endlich auszogen, mit Hunden und Flinten und allem Nötigen versehen, um die von dem Rudel gerissenen Schafe, Schweine und anderes Vieh zu rächen, so schien das ganze Land weit und breit nicht einen einzigen Wolf aufzuweisen. Dennoch kannte man wetten, daß noch in derselben Nacht, oder auch in der nächsten, einer der Hunde verschwunden war, die an der Jagd teilgenommen hatten. Fallen, vergiftetes Fleisch und ähnliche Mittel erwiesen sich als ebenso nutzlos wie die Jagd mit Gewehren, trotzdem die Fallen bestimmt von der Rotte beschnüffelt worden waren.

Endlich jedoch sollte sich das Mysterium trotzdem klären. Es war Arthur Kane, der junge Schullehrer von Burnt-Brook-Croß-Roads, der die Wahrheit fand, — denn er ahnte von Anfang an, daß die Lösung eine ganz einfache sei.

Ein Goldgräber, dem das Glück hold gewesen, hatte bei seiner Rückkehr von Klondike nicht nur Gold und einen guten Appetit, sondern auch ein schlankes, zügellos wildes Junges von einem Wolfswurf der weiten nördlichen Steppen mitgebracht. Der Jungwolf hatte sich jedoch von seiner Fessel losgenagt und war entkommen. Inzwischen war er zu der Stärke und Gestalt herangewachsen, die sein rechtmäßiges Erbe als Nordwolf war, und er hatte sich schließlich kraft dessen zum Herrn der kleinen Rotte seiner zarter gebauten östlichen Stammesgenossen gemacht. Der „graue Master", wie ihn Kane getauft hatte, war also kein „loup-garou", keine in Wolfsgestalt ver-

bannte menschliche Seele, sondern ganz einfach ein großer Wolf aus Alaska.

Aber das war auch schon genug. Ein Wolf, der einem voll ausgewachsenen schottigen Schäferhund mit einem einzigen Biß das Rückgrat brechen und mit dem Leichnam flüchtig werden kann, als sei es ein Bündel Flicken, ist ganz gewiß kein besonders wünschenswerter Nachbar für die Ansiedlungen in den Wäldern.

Das ganze Quah-Davic-Tal hinauf und hinab war von dunklen Tannenwäldern durchzogen, in denen prachtvolles Rotwild lebte. Trotzdem aber schien es der geheimnisvolle graue Wüterich immer wieder auf die Ansiedlungen der Menschen abgesehen zu haben, denn seine Rotte spukte fortgesetzt um die Gehege der Ansiedlungen, mit einer aufdringlichen Anhänglichkeit, die geradezu einer unverschämten Herausforderung gleichkam. So kam es, daß der Groll im ganzen Tale immer mehr stieg — bis er schließlich an einem Punkte angelangt war, der den Plan zu einem einmütigen Rachefeldzug heranreifen ließ. Der Plan war so schlau erdacht, daß selbst einem so listigen Strategen wie dem „grauen Master" keine andere Wahl geblieben wäre, als zu fliehen oder zu fallen. Plötzlich sollten jedoch Dinge geschehen, die die Gefühle der Ansiedler wieder vollkommen in Verwirrung brachten und ein gemeinsames Vorgehen ganz unmöglich machten.

In einer Hütte, etwa drei Meilen von dem nächsten Nachbar entfernt, lebte die Witwe Baislay ganz allein

mit ihrem Sohn Paddy, einem Knaben von etwa zehn Jahren. Eines Nachts, es war mitten im Winter, wurde die Witwe plötzlich schwer krank und Paddy, unbekümmert um die Schrecken nächtlicher Einsamkeit, lief, was er laufen konnte, aufgeregt davon, um beim Nachbar Hilfe zu holen. Der Mond stand hoch und voll am Himmel, und die ausgestorbenen, stillen Waldwege leuchteten kreuz und quer wie schmale, weiße Bänder durch das stille, schwarze Meer der Tannenwälder. Als der Knabe bei den Nachbarn angekommen war, kannte deren Erregung und Verwunderung keine Grenzen, denn sie wußten genau, welcher Gefahr das Kind ausgesetzt gewesen, und einer der ihn zurückgeleitenden Leute, ein kühner Jäger, der den grauen Herrscher schon oft vergeblich zu stellen versucht hatte, konnte nicht unterlassen, vom Wege abzuweichen und den Schnee unter den dichten Pechtannen zu untersuchen, die die Waldschneise einrahmten. Vielleicht narrte ihn die Erregung des Augenblicks, aber als er durch die Tannen blickte, war es ihm, als habe er einen grauen Schatten in den Fichten huschen und phosphoreszierende Seher kurz aufleuchten sehen. Kein Zweifel aber konnte an den frischen Spuren bestehen, die er im Schnee fand. Es waren ganz deutlich die der Wolfsrotte, und unter ihnen war auch die größere Spur ihres Anführers zu erkennen. Dicht am Rande der Dunkelheit führten die Spuren entlang, nicht näher und nicht weiter als einige Klafter von der Spur des Knaben entfernt.

Warum hatte der „graue Master", vor dessen Stimme allein schon die größten und stärksten Hunde der Ansiedlung wie gepeitscht davonliefen — warum hatte er und sein Rudel diese leichte Beute verschmäht? Es war ihnen allen unerklärlich, und die Abergläubischen fanden sich nur noch in ihrer Meinung bestärkt, daß man es hier mit einem übernatürlichen Wesen zu tun habe. Einigkeit zu einem gemeinsamen Rachefeldzug an dem Rudel war seitdem jedenfalls nicht mehr zu erzielen, und es mußte wieder jedem einzelnen der Ansiedler überlassen bleiben, den Krieg nach seiner Weise und Anschauung fortzusetzen.

In Wahrheit jedoch war es einfach so, daß der große Wolf während seiner Gefangenschaft und unter der Führung eines meisterhaften Herrn viel gelernt hatte. Sein Scharfsinn hatte aber auch begriffen, vielleicht nur dunkel, aber doch wirksam, daß der Mensch das gefährlichste Wesen und die einmal geweckte menschliche Rache unabänderlich und unvermeidlich ist. Diese Vorstellung hatte er auch seinem Rudel scharf eingeprägt, und das genügte, denn sogar dem stumpfsten Gehirn unter den jagenden und kämpfenden Tieren der Wildnis wäre es selbstverständlich erschienen, daß nichts die Rache des Menschen so sicher auf sie lenken würde, als wenn sie seine Jungen anzugreifen versuchten.

Keiner der Ansiedler im Tale beschäftigte sich aber so eingehend mit der merkwürdigen Erscheinung des grauen

Wolfes wie der junge Lehrer. Er war froh, als der geplante gemeinsame Feldzug gegen den grauen Räuber plötzlich zunichte wurde, denn in seinen Augen war ein Tier, das sich derart in seiner Art auszeichnete, zu gut für den Schuß eines ärgerlichen Ansiedlers, nur um der Rache für seine Schweine oder Schafe willen. Er hatte daher beschlossen, das Wesen des „grauen Masters" und dessen Eigenheiten zu studieren und alle Pläne, die auf die Vernichtung des Tieres ausgingen, zu vereiteln, soweit das in seiner Macht stand, und soweit er sich dabei nicht unpopulär machen mußte.

Da es jedoch nicht unwahrscheinlich war, daß sein freundliches Interesse seitens des „grauen Masters" nicht erwidert wurde, pflegte Kane auf seinen Wanderungen durch die hell erleuchteten, blauweißen Mondscheinnächte stets seine sichere Winchesterflinte bei sich zu führen, eine kurze Axt und das übliche Jagdmesser im Gürtel. Solchermaßen ausgerüstet fühlte er sich in keiner Weise unbehaglich oder irgendwie beunruhigt, selbst wenn unter dem festen Riemengeflecht seiner Schneeschuhe die Kruste des mondbeleuchteten Schnees knuspernd zusammenbrach und der feine Laut verräterisch die Nacht durcheilte. Dabei war er jedoch in keiner Weise tollkühn und hielt sich vorsichtig immer an die offenen Wiesenstrecken oder Flußläufe oder schneebedeckten Seen und vermied die dichten Schatten des Waldes.

Doch wie den Ansiedlern, so erging es auch ihm! Gerade in den Nächten, in denen er unterwegs war, schien sich

das Rudel nach einer anderen Gegend verzogen zu haben, denn es war weder Geheul zu hören noch war in meilenweitem Umkreise von Burnt-Brook-Croß-Road eine frische Spur zu entdecken. Schließlich dachte Kane: „Ein Topf, den man beobachtet, braucht lange Zeit zum kochen!", nahm seine Angelschnur und Köder und ging das weite, weiß schimmernde Flußbett hinauf bis nach dem zwischen Hügeln eingebetteten See, aus dem der Waldstrom entsprang. Da er sich nun nicht gerade auf der Wolfsjagd befand, nahm er auch den Hund des Nachbars mit, einen wertlosen gelben Bastard, der aber sonst ein freundlicher und stiller Kerl war. Nachdem er sich flüchtig ein Schutzdach von biegsamen Pechtannenzweigen im vollen Strahl des Mondlichtes etwas abseits vom Ufer gebaut hatte, brach er Löcher ins Eis und begann seine Angelschnur nach den dicken Seeforellen hinabzulassen, die dieses tiefe Wasser beherbergte. Das Glück war ihm günstig und bald war er so in seinen anregenden Sport vertieft, daß er den „grauen Master" ganz vergessen hatte.

Es war schon spät nachts, denn Kane hatte in den ersten Nachtstunden geschlafen und war erst ausgezogen, als der Mond hoch am Himmel stand. Das blasse Licht leuchtete ihm bei seiner Fa[illegible]t. Es herrschte windstille Kälte, die Luft prickelte und der schiefe bleiche Mond warf ein geisterbleiches Licht. Plötzlich, ohne nur den leisesten Laut von sich zu geben, kroch der Hund dicht hinter Kane's Beine. Kane fühlte, daß er am ganzen Körper zitterte

und sah überrascht auf – nicht hundert Schritt von ihm entfernt saß auf einer nackten Felserhöhung eine hohe, graue Gestalt und starrte in den Mond – der „graue Master"! –

Kane fühlte, wie ihm langsam eine Gänsehaut bis unter die Haarwurzeln kroch, so plötzlich war die Erscheinung in seinen Gesichtskreis getreten und hatte ihn durch das vollständige Ignorieren seiner Anwesenheit verblüfft. Der Wolf wirkte auf der Anhöhe infolge der geheimnisvollen Beleuchtung des fahlen Mondlichtes ganz übernatürlich groß, und auch sein selbstsicheres, ja anmaßendes Benehmen widersprach so vollkommen dem, was Kane bisher von Wölfen bekannt war, daß er im Augenblick den Abergläubischen hätte recht geben mögen, die ihn als „loup-garou" bezeichneten.

Kane wußte, daß er sich vollkommen regungslos verhalten mußte, um den „grauen Master" beobachten zu können, und er bedauerte schon, den Hund mitgenommen zu haben. Das kluge Tier schien aber keine Neigung zu verspüren, die Aufmerksamkeit des großen Wolfes auf sich zu lenken. Er hatte sich schon hinter Kane's Beine verkrochen und verhielt sich vollkommen regungslos, abgesehen von einem heftigen Zittern seines Körpers.

Einige Minuten regte sich kein Hauch, die stille, weiße Mondscheinwelt schien zu Eis erstarrt. Kane fühlte, wie auch ihm die Kälte bis an die Knochen kroch, weil er sich ihr so regungslos preisgab. Er sah sich schließlich gezwungen, seine dick behandschuhten Hände an die Ohren

zu heben. Er tat es ganz vorsichtig, doch das schien gar nicht einmal notwendig zu sein, denn der Wolf beachtete ihn ja doch nicht. Seine im Mondlicht grün funkelnden Seher hatten nur einmal aufgeleuchtet, als sie zu den Ufern des Sees und den dunklen Rändern der Tannenwälder hinüberforschten.

Diese ausgesuchte Gleichgültigkeit, mit der der Wolf Kane wie ein Wacholdergebüsch übersah, konnte nur vorgetäuscht sein, aber Kane war geduldig und entschlossen herauszufinden, was das Spiel zu bedeuten habe. Gleichzeitig konnte er sich aber eines unruhigen Gefühls nicht erwehren. Wo war die übrige Rotte? Von Zeit zu Zeit blickte Kane forschend hinter sich in das alles verhüllende Dunkel der Tannenwälder.

Endlich, als habe er sich überzeugen wollen, daß er auch wirklich allein sei, streckte der Wolf seinen Kopf in die Höhe und öffnete seinen Rachen zu einer unheimlich durch die nächtlichen Wälder heulenden Serenade.

Sobald er innehielt, konnte man von weit her, aus all den verstreut liegenden Ansiedlungen das nervöse Bellen der Hunde hören, die ihn haßten und doch vor ihm zitterten. Aber nicht ein einziger Wolf stimmte in das Geheul des „grauen Meisters" mit ein. Die Rotte war wie von der Bildfläche verschwunden, und Kane konnte sich nicht genug wundern, welcher Befehl sie so gut im Zaume hielt, wo der Instinkt ihnen zu antworten gebieten mußte. Der graue Hauptwolf schien seinerseits mit seinem Gesang äußerst zufrieden, denn immer und immer wieder

stimmte er seine Hymne an den Mond an, so daß Kane schließlich die Geduld verlor. Er wünschte eine Veränderung in dem Programm und hob seine Winchesterbüchse. Sssssst — sauste eine Kugel pfeifend über den Kopf des Wolfes. Der spitzte die Gehöre und sah überrascht um sich, dann aber nahm er ganz ruhig seine Serenade wieder auf. Kane reizte die Nichtachtung, die das Benehmen des Wolfes zur Schau trug so, daß er eine zweite Kugel wenige Zoll vor den Vorderläufen des Wolfes in den Schnee schoß. Diesmal war die Wirkung besser. Das große Tier schnüffelte neugierig auf der Stelle herum, wo die Kugel eingeschlagen, erhob sich dann und starrte vielleicht eine halbe Minute steif hinüber, so daß Kane einen Angriff erwartete. Aber nichts erfolgte weiter, als daß der graue Hauptwolf ihm den Rücken wandte und langsam davontrottete, ohne auch nur ein einziges Mal zurückzublicken. Er suchte nicht einmal Deckung, sondern trottete in vollem Mondschein und leichtem Schußlicht etwa hundert Schritt weit und verschwand dann erst im Dunkel des Tannenwaldes.

Kane sah das schimmernde Flußbett hinab und merkte, daß der sinkende Mond es bald den Schatten der Wälder überlassen würde. Es war also höchste Zeit zum Aufbruch, wenn er zurückwollte, solange es noch hell war. Schnell sammelte er seine inzwischen steif gewordene Beute in den Korb und schnallte ihn auf den Rücken, um beide Hände frei zu haben. Dann machte er sich auf und eilte mit den langen, leichten Schritten des geübten

Skiläufers das Flußbett hinab. Der Hund war erleichtert aus seinem Versteck hervorgekommen und umkreiste ihn wieder ganz vergnügt. Er schien im Vertrauen zu der Tapferkeit seines Begleiters selbst wieder Mut geschöpft zu haben und sprang ihm sorglos drei bis vier Schritt voraus.

Der Schatten der Wälder deckte bereits das halbe Flußbett, so daß nur noch in der Mitte ein fünf bis sechs Schritt breiter Lichtstreif verblieb — auf dem eilte Kane unaufhaltsam schnell auf seinen Schneeschuhen dahin, die schattigen Ränder seines Pfades scharf im Auge behaltend.

Er hatte etwa eine Meile zurückgelegt, als ihm plötzlich ein verräterisches Prickeln im Nacken verriet, daß er scharf aus der Dunkelheit heraus beobachtet wurde. So sehr er sich aber anstrengte, es war nicht die leiseste Bewegung unter den Tannen zu sehen oder zu hören. Auch der Hund, der mit seinem klaren Instinkt ihm wohl als bestes Warnungszeichen dienen konnte, lief unbefangen weiter vor ihm her.

Er wollte sich soeben einen Narren schelten, der sich selbst exaltierte und seinen Nerven die Zügel schießen ließ, als plötzlich aus dem dunklen Gezweig direkt vor ihm eine langgestreckte, geisterhaft graue Gestalt hervorschoß, über den Hund herfiel und im selben Augenblick auch schon wieder mit seinem Opfer in der Dunkelheit verschwunden war; nur der Schreckensschrei des Hundes stempelte den Augenblick zur Wirklichkeit. Erschreckt und gereizt schoß

Kane aufs Geratewohl in die Dunkelheit hinein, besann sich jedoch, daß sein Kugelvorrat zu diesem nutzlosen Gebahren zu gering war. Er fühlte nach seiner Axt und seinem Jagdmesser, doch sie saßen, wie sie sollten, lose zum sofortigen Gebrauch im Gürtel. Nachdem er seine Büchse wieder geladen hatte, nahm er hastig seinen Rückweg wieder auf, ohne dabei jedoch seine Flucht zu verraten.

Er konnte deutlich merken, daß ihm nicht allein der graue Meisterwolf, sondern die ganze Rotte seitlich im Gebüsch folgte, trotzdem sich alles totenstill verhielt; nur hin und wieder knackte plötzlich ein Zweig unter den Tannen, der unter dem Schnee verborgen gelegen.

Im selben Augenblick hatte Kane aber auch schon sein Gewehr an der Schulter. Er erwartete jeden Augenblick den Kampf auf Leben und Tod und fühlte sich ganz Herr der Situation, wenngleich sich seine Nerven in fiebernder Anspannung befanden. Plötzlich schoß ein Kaninchen panikgeschlagen über seinen Weg durch den hellen Lichtstreif, aber nichts folgte, und auch die nächsten drei Meilen gaben die Verfolger keinen Laut von sich. Endlich, es schienen viele Stunden vergangen, erreichte Kane das offene Weideland, von wo aus er die ganze Burnt-Brook-Ansiedlung übersehen konnte. Hier schlug er einen kleinen Pfad ein und ließ sich zunächst einmal am Wegrande niederfallen und lachte und lachte, um nur seiner Nervenanspannung freien Lauf zu geben.

Nach diesem Erlebnis war Kanes Interesse an dem ge-

heimnisvollen Tier zu glühender Jagdluſt umgeſchlagen. Er wußte genau, daß er aus unerklärlichen Gründen von dem grauen Hauptwolf verſchont worden, denn trotz ſeines Vertrauens zu ſich ſelbſt wäre der Kampf ſehr wahrſcheinlich zu ſeinem Nachteil ausgefallen. Er fühlte ſich alſo gewiſſermaßen beſiegt und durch den Hunderaub ſogar noch verſpottet. Als aber einige Tage vergangen und ſeine Rachſucht ſich etwas abgekühlt hatte, mußte er ſich doch zu ſeiner alten Anſchauung bekennen, daß ein Tier wie der graue Wolfsmeiſter zu gut war, um einfach niedergeknallt zu werden. Frei durfte das gefährliche Tier aber auch nicht bleiben, und Kane trug ſich daher mit dem Gedanken, den grauen Hauptwolf lebend einzufangen und den im Entſtehen begriffenen Zoologiſchen Gärten der College-town, in der er ſeine Studienjahre verbracht hatte, als Geſchenk zuzuführen.

Mehrere Wochen lang hatte Kane nunmehr bereits Fallen ausgelegt, Fallen jeder Art und auf alle mögliche Weiſe, und trotzdem ſich ſeine Bemühungen als zwecklos erwieſen hatten, ſetzte er mit größter Ausdauer und Geduld ſeine Verſuche immer und immer wieder fort. Groß war daher ſein Erſtaunen, als er eines Tages den grauen Rieſenwolf im Bäreneiſen eines anderen Fallenſtellers fand, der dieſes liſtig ganz in der Nähe von Kane's Falle ohne jeglichen Köder aufgeſtellt hatte. Das Eiſen war mit einer rieſigen Kette an einem Baum befeſtigt, und ſo ſehr der graue Hauptwolf auch zerrte und zog und raſte, er war dennoch gefangen. Das Tier hätte ſich in ſeiner

leidenschaftlichen Raserei schließlich die gefangene Brante abgebissen, wäre nicht plötzlich Kane erschienen. Das Erscheinen des Jägers nahm die Aufmerksamkeit des Wolfes voll in Anspruch.

Nur einen Augenblick hatte Kane Enttäuschung verspürt, die langersehnte Beute in der Falle eines anderen zu sehen — denn da er den alten Fallensteller kannte, der hier so erfolgreich sein Rivale gewesen, wußte er auch, daß dieser sofort bereitwilligst von seiner rechtmäßigen Beute abstehen würde. Im Augenblick darauf schon kreisten seine Gedanken um die dringendere Frage, was hier zunächst zu tun sei. Wenn er nach der Ansiedlung zurücklief, um Stricke und Riemen und den Maulkorb zu holen, den er sich speziell zu diesem Zweck angeschafft hatte, so lief er Gefahr, daß der alte Fallensteller inzwischen anlangte und seinen Gefangenen niederschoß, um sich den Pelz und die ausgesetzte Prämie zu sichern, oder daß sich der wilde Gefangene selbst befreite. Er versuchte daher, die Aufmerksamkeit des Tieres auf sich zu lenken, indem er das Lasso nach ihm warf. Ganz erfolgreich war er damit zunächst nicht, es sei denn insofern, als die fliegende Schlinge eine derartige stille Raserei in dem Tiere auslöste, daß dadurch die peinigenden Schmerzen in der Brante zweifellos gedämpft werden mußten. Soeben setzte das Tier zu einem wütenden Sprunge nach seinem Feinde an, als es mit einem heftigen und schmerzenden Ruck durch die Kette zurückgerissen wurde. Von der Zwecklosigkeit seiner Taktik überzeugt, kauerte der

Wolf auf den Boden nieder und beobachtete mit vor Haß sprühenden Sehern seinen Gegner. Jedesmal aber, wenn die starke Leine sich über seinem Kopf aufrollte, zerschnitten die langen scharfen Fänge die Schlinge mit einem einzigen Biß. Plötzlich kam zu Kanes großer Erleichterung der alte Fallensteller und übernahm bereitwilligst seinen Wachtposten. Wie der Wind flog inzwischen Kane auf seinen Schneeschuhen davon und es dauerte nicht allzu lange, bis er mit allem Nötigen und sogar mit einem Schlitten wieder zurückkehrte.

Des grauen Hauptwolfes Schicksal war besiegelt — zwei fliegende Schlingen auf einmal konnte er nicht parieren. Mit einem Ruck war er plötzlich für wenige Augenblicke der Bewußtlosigkeit überliefert und schon gebunden auf den Schlitten gepackt, ehe er sich wiederfand. Er konnte kein Glied rühren und seine Fänge waren in ein seltsames Geflecht von Riemen und Stacheldraht eingeschlossen, während er in diesem schändlichen Zustand auf dem Schlitten durch den Wald gezogen wurde — durch seinen herrlichen freien Wald, als dessen Herr er sich stets gefühlt hatte. Die einzige Erleichterung war, daß das mörderische Ding von seiner Pfote entfernt worden, doch der Schmerz der Wunde brannte nach seiner lindernden feuchten Zunge.

Die nächsten Wochen waren arbeitsreich und nicht ohne Gefahr für Kane, der Gefängniswärter spielen mußte, bis er den grauen Riesenwolf abliefern konnte. Sein Respekt vor dem zügellosen Sinn seines Gefangenen

war in dieser Zeit nicht geringer geworden, aber er verspürte nicht die leisesten Gewissensbisse über das Schicksal, dem er das Tier auslieferte, sein freudiger Stolz, solch unvergleichliches Exemplar dem Zoo ausliefern zu können, blieb völlig ungetrübt. Mit reinsten Gefühlen der Genugtuung las er daher auch das Dankschreiben der Zoologischen Gesellschaft für die wertvolle und gewissermaßen einzig dastehende Schenkung.

Es war etwa ein und einhalb Jahre später, als Kane Gelegenheit hatte, die Stadt seiner Alma Mater wiederzusehen; und sobald es ihm möglich war, eilte er nach den Zoologischen Gärten, die sich inzwischen vergrößert hatten. Mit sicherem Instinkt hatte Kane bald den Käfig gefunden, den er suchte. Er grenzte an den Doppelkäfig zweier prachtvoller Pumas. Als Kane sich näherte, sah er die ihm so bekannte, graue Gestalt mit montoner Ruhelosigkeit am Gitter hin und her laufen, und als er dicht an den Käfig herantrat, bemerkte ihn der Wolf gar nicht, sondern seine Seher schienen von fernen Visionen umdämmert. Als Kane den Ausdruck des Blickes sah, der sonst so leidenschaftlich sprühen konnte, mußte er unwillkürlich daran denken, wessen sie sich erinnern mußten und wonach sie krankten. Sein Herz begann in plötzlichem Verstehen des hier geschehenen groben Unrechts vorwurfsvoll zu schlagen. Wie hatte er es über sich gebracht, dieses prachtvolle Tier zu dieser schändlichen Ver-

bannung zu verdammen? Gerade der Tod in der Freiheit wäre das mindeste gewesen, was ihm zukam! Als Kane so in seine Gedanken versunken dastand, hielt der Wolf plötzlich in seinem unruhigen Lauf inne, und seine feinen Nüstern zitterten. Vielleicht hing an Kanes Kleidern noch etwas von dem Dufte der Tannenwälder oder dem durchdringenden Geruch der Zedernsümpfe. Er sah Kane plötzlich scharf in die Augen.

Es lag zweifellos Erkennen in dem tiefen Blick des Tieres, und Kane in seiner empfindlichen Stimmung glaubte einen zügellosen Haß und unaussprechliche, aber fruchtlose Verzweiflung in ihnen zu lesen. Aber schon nahm der graue Gefangene seine rastlose Wanderung wieder auf. — Es war Kane kaum erträglich, diesem einförmigen Hin und Her länger zuzusehen, in dem eine so trostlose Mattigkeit lag, als hätte es so begonnen, seit er eingeliefert worden, und sollte so weitergehen für immer. Und dennoch, solange sich Kane in der Stadt aufhielt, trieb es ihn täglich aufs neue zu dem Käfig hin, und unbewußt gestalteten sich seine Besuche zu Bußgängen, so weh tat es ihm jedesmal, seinen Gefangenen in diesem Zustand zu sehen. Was sollte er aber tun? Den Gefangenen wieder in Freiheit setzen? Dazu war er zu gefährlich. Am Gitter stehend schwor Kane sich zu, niemals wieder eines dieser freien, von der Natur zügellos geschaffenen Tiere der Wildnis zu Gefangenen zu machen. Er würde sie töten, wenn es sein mußte, oder überhaupt ungeschoren lassen.

Eines Morgens hatte sich Kane frühzeitig auf den Weg gemacht, in der Hoffnung, den grauen Hauptwolf bei der Fütterung anzutreffen. Als er jedoch ankam, waren die Tiere bereits gefüttert und die Käfige wurden gerade gereinigt. Auch gut, dachte Kane, den das Verhalten der Tiere dem Wärter gegenüber interessierte.

Der Oberwärter war ein Mann von langjährigen und reichen Erfahrungen. Er war in einem der größten zoologischen Gärten des Landes angestellt gewesen, hatte aber infolge Trunksucht – ein für Tierwärter unverzeihliches Laster – seinen guten Posten verloren, weshalb die noch unerfahrenen Autoritäten des neugegründeten Zoos seine Dienste zu verhältnismäßig geringem Lohne hatten erstehen können, ja sie gratulierten sich im stillen sogar zu der erworbenen Perle.

An diesem Morgen nun hatte Biddell einen seiner schlimmen Tage, wo er kaum Herr seiner selbst, geschweige denn der Tiere war. Er reinigte soeben den Käfig der Pumas und bemühte sich nach besten Kräften, den Tieren seinen Zustand zu verbergen. Die beiden großen Pumas schienen auch kaum Unnatürliches in seinem Wesen zu bemerken und gehorchten ihm in ihrer verdrießlichen Art wie gewöhnlich. Der Wolf dagegen hatte den Mann im Nachbarkäfig aufmerksam im Auge, trotzdem er rastlos hin und her lief. Biddell hatte soeben die zwei Pumas in den an den Käfig anstoßenden Raum getrieben und die Tür hinter ihnen geschlossen. Jetzt trat er durch die starke Verbindungstür in den Käfig des Wolfes und

lehnte die Tür hinter sich an. Als Waffe hielt er eine mit schweren Zinken versehene Gabel in der einen Hand, jedoch nur nachlässig, als sei es schon lange her, daß der finstere Wolf sie zu spüren bekommen hätte, um sich Biddells Autorität bewußt zu werden. Nur unwillig zog der Wolf sich zurück und betrachtete den Mann, wie es Kane schien, mit allem anderen als Furcht in seinen Sehern, während die steifen Nackenhaare sich unheilverkündend über Hals und Schultern hoben. Kane war froh, nicht an Biddells Stelle zu sein; doch der mußte ja sein Geschäft kennen, sollte man meinen.

Als Biddell zu der Stelle kam, wo der Wolf stand, machte letzterer nur zögernd Platz, indem er rückwärts schritt und den Mann mit dunklem, unheimlichem Blick anstarrte. Kane wunderte sich über Biddells Gleichgültigkeit. Sollte er wirklich nichts bemerkt haben? Soeben wollte Kane ihn anrufen, und aufmerksam machen, als sein Blick auf den Käfig der Pumas fiel. Biddell hatte in seinem umnebelten Zustand die innere Verbindungstür des Raumes zu schließen vergessen und die Pumas waren still in den zweiten inneren Raum hinübergeglitten und durch dessen äußere Tür wieder in den Käfig zurück. Die offene Tür war natürlich sofort von ihnen bemerkt worden, und eines der Puma war bereits dabei, mit den Tatzen leise den Spalt aufzustoßen, noch ehe es jemand bemerkt hatte.

Kane stieß einen unartikulierten Warnungsschrei aus, der auch gar keiner weitern Erklärung bedurfte. Biddell war

herumgefahren und im selben Moment ernüchtert. Mit einem schneidend scharfen Befehlsruf stand er im nächsten Moment an der Tür, um das Puma zurückzujagen. Doch zu spät. Das Puma hatte sich bereits hindurchgezwängt, und das zweite drängte nach. Im selben Augenblick setzte der graue Riesenwolf mit einem einzigen Sprung durch den Käfig, und der Wärter lag überrannt am Boden, mit dem Gesicht auf der Erde, und über ihm rasten im Todeskampf ineinander verbissen das fauchende und schreiende Puma und der still kämpfende Wolf.

Kane war außer sich, schrie nach Hilfe und rüttelte wie von Sinnen an dem Eisengitter, sah jedoch bald die Zwecklosigkeit seiner Anstrengungen ein, es war keine einzige Möglichkeit, in den Käfig hineinzukommen. Kane sah, daß der Wolf sich in der Kehle des Pumas verbissen hatte, daß aber auch die Klauen des großen Pumas tödliche Arbeit verrichteten. Plötzlich landete unter Fauchen und Schreien mit einem Satz auch das zweite Puma auf dem Rücken des Wolfes und riß dabei beide Kämpfenden zu Boden.

In diesem Moment rollte Biddell unter dem rasenden Knäuel hervor und schwankte auf die Beine, blutüberströmt, aber anscheinend unverletzt. Mit seiner Waffe und dem bestiefelten Fuß stieß er wütend auf den Haufen und versuchte, die Kämpfenden auseinanderzubringen. Endlich – es erschien Kane eine Ewigkeit – gelang es ihm, das zweite Puma von dem Knäuel hinabzuzwingen

und durch die Tür in den Käfig zurückzujagen, den er diesmal hinter ihm schloß.

Bei den beiden anderen Kämpfenden jedoch war nicht mehr viel auszurichten, der Kampf war vorüber. Trotzdem ein Wolf kein ebenbürtiger Gegner für ein Puma ist, hätte sich der graue Hauptwolf mit seinen riesigen Kräften und seiner feinen Geschicklichkeit seinem Gegner gegenüber halten können. Gegen zwei dieser Art war er aber machtlos. Das Puma kauerte, selbst schlimm zugerichtet, erregt knurrend auf dem regungslosen Körper des Wolfes, als Biddell es von seiner Beute fortzwang und in eine Ecke jagte, wo es sich niederlegte und sich unter wildem Peitschen seines Schwanzes die tiefen Wunden leckte.

Der Wärter war nüchtern geworden, ein Blick auf den Körper des Wolfes hatte ihm gesagt, daß alles vorüber sei, und als er sich umwandte, sah er Kanes bleiches Gesicht an das Gitter gepreßt.

„Das hätte ich um tausend Dollar nicht gewollt, Herr Kane", sagte er mit aufrichtigem Bedauern in der Stimme. „Das prachtvolle Tier! Wir werden nie wieder seinesgleichen bekommen." Und voller Respekt stieß er sachte mit dem Fuß gegen den Körper des „grauen Masters", als wolle er sich nochmals überzeugen, daß es auch wirklich zu Ende sei.

Kane lag es auf der Zunge zu sagen, daß dies auch nicht hätte geschehen brauchen, wenn ein gewisser Biddell sich in anderer Verfassung befunden hätte — es war ihm

aber mit einem Male so leicht ums Herz geworden, so daß sich seine Worte ganz anders formten:
„Well, Biddell, er hat seine Freiheit gefunden, nach der er sich so stark sehnte."
Damit wandte er sich hastig ab und eilte davon; er war so wunderlich erregt und froh und zufrieden wie seit langem nicht. Biddell starrte ihm nach und schüttelte verwundert den Kopf.

Bitte beachten Sie
die folgenden Anzeigen

Jack London

Friedrich Wolf: „Ueberraschend neu und doch sogleich bannend ist mir immer wieder Jack London. Welche Schlagkraft und Treffsicherheit – da ist keine tote Seite! Jack Londons Werk ist das stärkste Epos des Menschen unserer Tage, des kühnen, phrasenlosen, klarstirnigen Wesens aus Stahl und Hirn, mit ganz anderer Bändigung und ganz anderen Ausbrüchen des Blutes wie in allen Jahrhunderten vor uns. Hat im letzten Jahrhundert je einer vor Jack London zugleich die harte Welt vor den Augen und die Welt hinter den Augen mit solcher Treue gesehen und geformt? Niemand! Denn diese Welt ist jetzt erst da!"

Berliner Nachtausgabe: „Ein Phänomen, das wie eine Bombe in die überkommene Schriftstellertradition hineinplatzte. Er pfiff auf Inspiration und Idee, er kümmerte sich den Teufel um lyrische Stimmung, gedanklichen Gehalt, Aesthetik und wie sonst die Requisiten des Dichtens alle heißen, er setzte sich einfach hin und fing an aus seinem Leben zu erzählen. Und dadurch entstand ein Werk, so glühend, so intensiv, so abenteuerlich, so ungeheuer bildhaft, erlebt und spannend, daß es eine neue Welt aufriß und wie ein verjüngender Sturm durch die greisenhaft in Psychoanalyse verstrickte Literatur fuhr. Diese Bücher sind Lektüre für jeden, weil in ihnen der Atem des Daseins steckt, weil in ihnen Weite und Glanz und Abenteuer sitzt, weil hinter ihnen ein prachtvolles Menschentum steht und, nicht zuletzt, weil sie von einem großen Dichter geschrieben sind."

Die Bücherwarte: „Wer Freude an Abenteuern hat und darüber hinaus Menschenschicksale erleben will, wer sich in seiner engen Umwelt den Blick ins Weite erhalten und die Sehnsucht der reiferen Jugend nach Kampf und Heldentum befriedigen will, der greife zu Jack London."

Jeder Band broschiert M. 3.—, in Leinen M. 4.80

Jack London

Gesamtausgabe in ca. 30 Bänden

Es erschienen, übersetzt von Erwin Magnus:

Südseegeschichten
Erzählungen aus der Inselwelt des Stillen Ozeans

Abenteurer des Schienenstranges
Trampfahrten durch Nordamerika

In den Wäldern des Nordens
Aus der Goldgräberzeit in Klondike

König Alkohol
Ein autobiographischer Roman

Der Seewolf
Unter den Robbenfängern der Beringssee

Ein Sohn der Sonne
Abenteuerfahrten in der Südsee

Jerry
Die Irrfahrten eines Hundes

Die Insel Berande
Abenteuerroman aus der Südsee

Die eiserne Ferse
Ein sozialer Roman

Martin Eden
Entwicklungsroman in 2 Bänden

Der Sohn des Wolfs
Kurzgeschichten aus Alaska

Jeder Band broschiert M. 3.—, in Leinen M. 4.80

Charles G. D. Roberts

Es erschienen ferner:

Die Burg im Grase
Gestalten der Wildnis
Jäger und Gejagte

Berliner Börsenkurier: „Naturliebe hat diese Erzählungen geschaffen; die Tiere der kanadischen Wälder sind die Helden der einzelnen Stücke. Da erstehen vor unseren Augen die Gestalten der kunstfertigen Arbeiter, wie Ameise, Maulwurf, Biber; Tiere, die für ihre Gemeinschaft wirken, und wieder aristokratisch-egoistische Räuber und Jäger, Marder, Skunks, Fuchs, Eule. Man liest die zuweilen filmartig rasch sich abrollende Skizze von ihrem Tagewerk, die Erzählung ihres Lebenslaufs, der durch eine Kette von Gefahren führt, mit ähnlichem Interesse wie Robinsonaden, Kulturromane, Kriegs- und Abenteurergeschichten."

Kurt Münzer: „Prachtvolle Bücher aus der herrlichen Welt des Raubtiers. Aus seinen Wäldern, Gebirgen, Steppen und Seen schildert Charles G. D. Roberts, selbst wohl Jäger, Hinterwäldler, Tierliebender, Naturanbeter, schildert er — nein: stellt er in vollem heißen Leben dar das Werden, Morden, Sterben des wilden Tieres: Geschöpfe, nur aus Bildern und Naturgeschichte flüchtig unvorstellbar bekannt, wachsen da vor uns leibhaft mit heißem Dunst, Fellgeruch, Gebrüll, Haß und Liebe auf, in einer Lebendigkeit, die sie uns brüderlich nahebringt. Man kehrt immer wieder gern zu den Tieren zurück, in diese Welt, uns unendlich fern, uns wunderbar nah, da sie ein Dichter mit gestaltender Hand aus Urwald und Steppe vor uns hinstellt."